Zur Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen.

Von

Oberlehrer **Paul Platen.**

Die Rolandssäulen haben in der Geschichte zahlreicher Städte des nördlichen Deutschlands eine bedeutende und mystische Rolle gespielt, „früheren Geschlechtern ein Palladium, dem gegenwärtigen ein Rätsel.“[1]) Die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung ist wohl seit 300 Jahren, teilweise nicht ohne Leidenschaft, erörtert worden und hat in einer umfangreichen Litteratur sehr verschiedene Beantwortung gefunden.

Über die Bedeutung der Rolandsbilder sind drei verschiedene Auffassungen ausgesprochen worden, die mehr oder minder Ansehen und Geltung erlangt haben. Die eine sieht in der Rolandssäule ein Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit und des Blutbannes, nach einer andern soll der Roland die Reichsfreiheit des Ortes angedeutet haben, eine dritte schließlich faßt ihn auf als Symbol des Stadtrechtes, als ein Zeichen der städtischen Freiheit schlechthin.

Diesen herkömmlichen Ansichten ist in neuerer Zeit eine andere entgegengestellt worden. Sie ist ausgesprochen in der Abhandlung von Prof. R. Schröder in Heidelberg: „Über die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte“, erschienen 1890 in der von Béringuier herausgegebenen Festschrift des Berliner Geschichtsvereins, betitelt „Die Rolande Deutschlands“. Schröder macht gegen jene drei Ansichten der Reihe nach geltend (S. 22), daß gerichtliche Beziehungen nur bei einem Teile der Rolandsbilder nachweisbar sind, daß unter allen Rolandsstädten Nordhausen die einzige ist, die schon im Mittelalter als Reichsstadt anerkannt war, daß 7 Rolandsbilder sich nicht in Städten im eigentlichen Sinne, sondern in Marktflecken oder Dörfern befinden. So gelangt Schröder, da die einfachere Gestaltung die ursprüngliche gewesen sein müsse, zu dem Schluß (S. 23), daß die Rolandssäulen in ihrer ursprünglichen Anlage und Bedeutung als Marktzeichen anzusehen und die denselben zum Teil beigelegte weitere Bedeutung auf spätere Sonderbildung zurückzuführen sei.

Schröders Untersuchung erstreckt sich aber auch auf die Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen. Auf dieses Gebiet soll ihr unsere Arbeit folgen. Schröder geht aus von der Feststellung, daß die räumliche Verbreitung der Rolandsbilder sich fast vollständig deckt mit derjenigen des Wortes „Weichbild“ (S. 3), setzt dieses gleich „Stadtbild“ oder „Ortsbild“ und behauptet die Notwendigkeit des Schlusses, daß die Vorgeschichte der Rolandssäulen eben in diesen „Stadt-“ oder „Ortsbildern“ gesucht werden müsse. Der Ausgangspunkt des Begriffes „Weichbild“ sind ihm (S. 7) die Marktkreuze, von denen er sagt, daß sie sich allerdings keineswegs bloß in dem Gebiete des sächsischen Weichbildrechtes fanden, sondern auch im Schwäbischen wohlbekannt waren und namentlich in den mit dem Rechte von Beaumont ausgestatteten Orten als eine regelmäßige Einrichtung erscheinen. An diesen Kreuzen, deren erstes im 9. Jahrhundert erwähnt werde, seien Handschuh, Fahne, Schild und Schwert als Wahrzeichen des königlichen Marktprivilegs befestigt worden. Aus den Marktkreuzen sind nach Schröder die Rolandsbilder hervorgegangen, über welche sichere urkundliche

1) Vgl. Wagener, Staats- und Gesellschaftslexikon, unter Rolandssäulen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachrichten nicht vor 1341 nachweisbar sind. Wir müssen Schröders Ausführungen hierüber im Wortlaut wiedergeben. Er schreibt S. 25: „Wir haben demnach anzunehmen, daß die Rolandssäulen erst aus einer Umformung der alten Stadt- oder Marktkreuze hervorgegangen sind und daß diese Umformung sich frühestens seit Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts vollzogen hat. Zum Teil hat dabei wohl die zunehmende Verfeinerung des Kunstsinnes mitgewirkt. Sobald man die wahre Bedeutung des Kreuzes nicht mehr verstand, mußte ein Kreuz als Träger von Schwert, Schild, Fahne, Handschuh mehr oder weniger roh und abgeschmackt erscheinen, für manches Auge, das in dem Kreuze das Zeichen Christi vor sich zu sehen meinte, mochte es selbst das religiöse Gefühl beleidigen. Das wurde vermieden, wenn man in Brakel[1]) eine Steinsäule errichtete oder in Münster ein eisernes Gestell am Rathause anbrachte, um Arm und Schwert nach Bedürfnis daran befestigen zu können. Noch angemessener aber mußte es erscheinen, wenn eine männliche Figur zum Träger der Marktzeichen gewählt wurde. Daß diese Figur nur ein Krieger sein konnte, ergab sich bei Gegenständen wie Handschuh, Schwert, Schild und Fahne, die er tragen sollte, von selbst; ebenso daß es ein Mann von Rittersart sein mußte; aber doch ein Mann zu Fuße, da ein Reiter als Waffenträger notwendig ungeeignet erschien (?), aber ein Mann von übermenschlicher Größe auf kräftigem Unterbau, wenn er gleich dem Kreuze, an dessen Stelle er trat, einen monumentalen Charakter haben sollte."

So einleuchtend Schröders Ableitung auf den ersten Blick erscheint — und Sohm hat sie in seinem Buche „Über die Entstehung des deutschen Städtewesens", 1890, S. 28, acceptiert — bei eindringender Prüfung erheben sich Bedenken, die geeignet sind, ihre Wahrscheinlichkeit bedeutend einzuschränken.

Wenn wir zunächst auch zugeben wollen, daß um 1300 das Verständnis für den ursprünglich weltlichen Charakter des Marktkreuzes, den Schröder betont, nicht mehr vorhanden war, so ist damit doch noch keineswegs gesagt, daß die kirchliche Auffassung dieses Kreuzes nicht schon sehr viel früher könne Platz gegriffen haben. Dann aber muß darauf hingewiesen werden, daß um 1300 infolge des religiösen Überschwanges der Kreuzzugsepoche eine Abspannung eingetreten war, die nicht gestattet, dieser Zeit mehr als den vorangehenden Jahrhunderten jene Zartheit des religiösen Empfindens zuzutrauen, welche zur Weiterentwickelung des Marktkreuzes in der Richtung des Rolandsbildes gedrängt haben soll.

Zu weit ernsteren Bedenken aber giebt die Frage Anlaß, warum sich die Umbildung des Marktkreuzes zur Rolandsfigur eben nur in den bekannten Rolandsstädten vollzogen hat und nicht auch in Schwaben und Lothringen, oder doch wenigstens in allen den mit einem Marktkreuz versehenen Städten, die dem Gebiete des Weichbildrechtes angehören. Die Grundbedingungen wären die gleichen gewesen, und es dürfte nicht erlaubt sein, vorauszusetzen, daß in diesen Orten das religiöse Gefühl minder lebendig und empfindlich war, als in den Rolandsstädten, um sich in gleichem Sinne wie in diesen wirksam zu erweisen. Dasselbe Bedenken scheint auch Schröder nicht fern gelegen zu haben. Es genügt aber nicht, um dasselbe zu beseitigen, wenn er (S. 25) schreibt: „Wo sich das Kreuz in alter Weise erhalten hat, ist es zu keinem Rolandsbilde gekommen. Wie sollte es sich denn sonst erklären, daß ein so berühmter Oberhof magdeburgischen Rechts wie Leipzig keinen Roland hatte? Aber hier bildeten die vier Stadtkreuze ein ausreichendes ‚signum iuris wicbilede', eines Rolandes bedurfte es nicht weiter". Aber, ist denn bei Schröder gesagt, daß die Umformung vollzogen wurde, um einem Bedürfnis gerecht zu werden, daß sie vollzogen wurde, weil ein Stadtkreuz nicht mehr als ausreichendes Symbol galt? Die Gründe, welche Schröder für die Umformung angenommen hat, lassen diese doch vielmehr als die Sache eines herrschend gewordenen Geschmacks, als Sache der Mode erscheinen. Nun ist kein Zweifel, daß die Rolandsstädte sich um ihres Rolandes willen eines besonderen Ansehens erfreuten. Wenn

1) In derselben Publikation, von der Schröders Abhandlung einen Teil bildet, wird S. 40 auf Grund der Magistratsakten von Brakel mitgeteilt, daß die einfache Form der Säule in Brakel nicht die ursprüngliche ist; es hat darauf bis in den Anfang der 20er Jahre dieses Jahrhunderts die Figur eines Mannes gestanden, „das Kerlchen" oder „das Männeken" genannt. Hierdurch wird auch die Bemerkung Schröders auf S. 23 hinfällig, daß die Auffassung der Rolandssäule als Marktzeichen am unverkennbarsten bei der Rolandssäule in Brakel zuträfe, indem die steinerne Säule als ein bloßer Träger für die Marktfahne und das Marktkreuz erschiene.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

demnach die Anschaffung eines Rolandes nur von der Aufwendung der erforderlichen Kosten abhing, sollte wohl eine Stadt wie Leipzig, wo um 1300 infolge des blühenden Handels schon ein ansehnlicher Reichtum und ein selbstbewußter Bürgerstand zu Hause war, den mit ihr rivalisierenden Städten Halle und Magdeburg so neidlos einen Vorsprung gegönnt haben?

Bei der Annahme, das Rolandsbild sei lediglich ein mechanischer Ersatz für das Marktkreuz, bleibt der mystische Schein unerklärt, mit welchem das Mittelalter diese Säulen umgab, es bleibt unerklärt, warum die im Besitze eines Rolandsbildes befindlichen Städte dasselbe abergläubisch und eifersüchtig wie ein Palladium hüteten, und nicht das Gleiche zu sagen ist von dem gleichwertigen Marktkreuz bei den Städten, die, dem Zuge der Zeit entgegen, die Umwandlung nicht mitgemacht hatten.

Eine Erwägung von mehr allgemeiner und grundsätzlicher Art verstärkt die eben ausgesprochenen Bedenken. Der gewöhnliche und natürliche Weg, den die Entwickelung eines Symbols einschlägt, geht aus von der sinnlich vollendeteren, formenreicheren Gestaltung und führt zu dem Einfacheren, Formenärmeren und Abstrakteren. Es ist daher schwer zu glauben, daß in dem vorliegenden Falle der nüchterne, auf den einfachsten Ausdruck gerichtete Sinn einer handeltreibenden städtischen Bevölkerung, noch dazu im weniger formenfreudigen Norden, eine Entwickelung in der entgegengesetzten Richtung begünstigt haben sollte.

Alle Bedenken, welche bisher erhoben worden sind, werden an entscheidender Beweiskraft von einem weiteren übertroffen. Schröder nimmt als Zeit für die Umbildung (S. 25) frühestens das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts an. Das ist aber eine Zeit, über welche urkundliche Aufzeichnungen aller Art reichliche Nachrichten bieten. Daher muß es überraschen, daß über ein Ereignis von so einschneidender Bedeutung, wie die erste Errichtung eines Rolandsbildes es gewesen wäre, das außerdem für den Stadtsäckel einen nicht unerheblichen Aufwand verursacht hätte, jegliche Aufzeichnung entweder unterblieben oder nicht auf unsere Tage gekommen sein sollte. Wird doch 1341, also wenige Jahre nach dem von Schröder angenommenen Zeitpunkte, des Hallischen Rolandsbildes nur um deswillen Erwähnung gethan, weil ihm ein anderer Standort angewiesen wurde, so wie überhaupt alle ersten Erwähnungen der Rolandsbilder sich nicht auf ihre Errichtung beziehen, sondern lediglich Veränderungen an ihnen und die damit verbundenen Kosten betreffen. So groß ist der zeitliche Abstand zwischen diesen ersten Erwähnungen und dem Anfange des 14. Jahrhunderts nicht, daß er den Mangel einer Nachricht von der ersten Aufrichtung erklären könnte, wenn diese wirklich zu der von Schröder angegebenen Zeit stattgefunden hätte. Außerdem ist es notwendig, anzunehmen, daß der von Schröder geschilderte Vorgang in einer bestimmten Stadt sich zuerst vollzog, denn die von Schröder vorausgesetzten Ursachen sind nicht solche, daß sie überall mit zwingender Notwendigkeit zu demselben Resultate hätten führen müssen, und sie wirkten nicht mit so impulsiver Kraft, daß die Umwandlung sich in allen in Betracht kommenden Städten nahezu gleichzeitig hätte vollziehen müssen. Vielmehr müßten wir uns denken, daß die an dem ersten Orte vollzogene Thatsache der Umwandlung für die anderen Städte die treibende Kraft wurde, wobei die Ursachen, die bei dem ersten Bilde thätig gewesen waren, in zweite Linie traten. Es wirkte also die Macht des Beispiels. Wie alle in die Ferne wirkenden Kräfte nimmt aber auch die Macht des Beispiels, um mathematisch-physikalisch zu reden, im Quadrat der Entfernung ab; jedenfalls bedarf sie längerer Zeit, je größer die Entfernung ist, in die sie wirken soll. Nehmen wir den günstigsten Fall an, nämlich daß Magdeburg, diese in der Mitte des Rolandsgebietes gelegene Stadt, den ersten Roland gehabt habe, so muß immer noch für die im äußersten Osten und im äußersten Westen gelegenen Rolandsorte der Zeitpunkt der ersten Errichtung erheblich nach dem Anfang des 14. Jahrhunderts angesetzt werden. Um so mehr müßten wir aber darauf gefaßt sein, eine Nachricht zu finden, die uns meldet, daß in der und der Stadt beschlossen worden sei, die und die Summe für die Ersetzung des alten Marktkreuzes durch ein Rolandsbild aufzuwenden, ohne welches es nun einmal nicht mehr ginge.

Wenn wir nun schon auf eine Nachricht über die Umwandlung eines Marktkreuzes in ein Rolandsbild verzichten müssen, auf jeden Fall sind wir berechtigt, zu verlangen, daß wenigstens in einer der Rolandsstädte das Marktkreuz bezeugt wäre, aus welchem der Roland hervorgegangen sein soll. Diese Berechtigung ergiebt sich aus dem Umstande, daß das Kreuz, welches Schröder als erstes Marktkreuz anspricht, schon im 9. Jahrhundert erwähnt wird. Auf S. 10—13

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Abhandlung führt Schröder weitere urkundliche Nachrichten über Marktkreuze auf, die in die Jahre 1130, 1171, 1231, 1298 u. s. w. fallen, also immer noch sehr frühe und jedenfalls vor 1300, wo etwa die Rolandsbilder entstanden sein sollen. Unter diesen Marktkreuzen wird aber kein einziges genannt, das sich überhaupt im Verbreitungsbereich der Rolandssäulen befände oder gar in einer Rolandsstadt selbst.

Äußere, sowie innere Gründe sprechen gegen die Ansicht Schröders, daß die Rolandssäule durch Umformung aus dem Marktkreuze hervorgegangen sei. Halten wir jedoch Schröders Ansicht für einen Augenblick fest und hören wir, wie nach Schröder (S. 26 ff.) der Name Roland auf die Marktbilder übergegangen ist.

In diesem Punkte können wir Schröders Ausführungen im Wesentlichen zustimmen. Schröder leitet den Namen her von dem durch die Sage bekannten Neffen Karls des Großen. Die Gestalt des Roland und seine Sage ist zwar durchaus Schöpfung und Eigentum des romanisierten Teiles des fränkischen Stammes, das deutsche Mittelalter wußte nichts von den Thaten des Helden. Zufällig aber in der Zeit, in welcher Schröder die Rolandsbilder entstanden sein läßt, wurde die Rolandssage dem deutschen Volke vertraut. Die erste Bekanntschaft damit war allerdings schon um 150 Jahre früher gemacht worden, durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad und die Kaiserchronik. Populär aber wurde Roland beim deutschen Volke erst durch die Bearbeitung des Stricker (1225—1250) und den Karlmeinet von einem unbekannten Verfasser (um 1300). Das Mittel- und Bindeglied zwischen den Marktfiguren und dem Rolandsnamen wird nach Schröder abgegeben durch die Gestalt Karls des Großen und die Erinnerung an ihn als weisesten aller Gesetzgeber, die sich in Deutschland in ununterbrochener Überlieferung durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch erhalten hatte. Auf ihn wurde, wie alles weltliche Recht überhaupt, so auch das Stadt- und Marktrecht zurückgeführt. Seine Macht war es, die durch das Schwert, die Fahne, den Handschuh und den Schild symbolisiert wurde. Karls des Großen bevorzugter Waffenträger aber war sein Neffe Roland. Dieser Zug, der in der Nachdichtung des Stricker sich deutlich ausspricht, ist auch, wie wir hinzufügen, in die Volkssage übergegangen. Es läßt sich beobachten, daß Karl der Große in Ortsbezeichnungen und Sagen als Nachfolger Wotans erscheint, in letzteren besonders als Führer der wilden Jagd. Grimm, Myth. 786, erwähnt ein burgundisches Gedicht des 17. Jahrhunderts, welches Charlemagne auf seinem Pferde an der Spitze des wütenden Heeres reiten läßt, während Roland die Fahne trägt.

Wenn es nach allem, was Schröder hierüber gesagt hat, nicht zweifelhaft sein kann, daß der Name der Rolandssäule auf den Helden der Sage zurückweist, so bleibt doch die Frage noch offen, ob die nach Schröder aus den Marktkreuzen entstandenen ritterlichen Marktbilder den Namen des Roland im Moment ihres Entstehens empfingen, oder ob dieser Name auf dieselben erst übergegangen ist, nachdem sie kürzere oder längere Zeit, mit oder ohne Namen oder Bezeichnung, vorhanden gewesen waren.

Diese Frage ist von erheblicher Bedeutung. Schröder hat dieselbe in dem ersteren Sinne beantwortet. Er schreibt S. 26: „Die ältesten Rolandsbilder müssen ohne Ausnahme Waffenträger des Königs dargestellt haben, denn nur so erklärt es sich, daß sie von vornherein Roland genannt wurden.“ Diese Verquickung zweier Momente dient nicht dazu, dem Vorgang der Umbildung eine größere Wahrscheinlichkeit zu verleihen, indem diese zwei Momente sich nicht gegenseitig verstärken, sondern das eine das andere aufhebt. Da der Rolandsname das weitergehende Moment darstellt, so kann die Formel für den Vorgang der Umbildung nicht gelautet haben „vom Marktkreuz zur ritterlichen Marktfigur“, sondern sie muß gelautet haben „vom Marktkreuz zum Rolandsbild“. Die von Schröder (S. 25) angenommenen Ursachen beziehen sich aber nur auf die Umwandlung des Marktkreuzes in die ritterliche Marktfigur. Hätte die Aufgabe gelautet, das Marktkreuz in ein Standbild des Helden Roland umzuformen, so würde diejenige Stadt, die mit dem Beispiele voranging, ein Bild haben schaffen lassen, welches der Vorstellung vom Neffen Karls des Großen besser entsprochen und jedenfalls des Horns nicht entbehrt hätte, ohne welches dem Bilde des Helden das wichtigste Charakteristikum gefehlt haben würde. Dieses erste Bild hätte aber, da mit ihm der Eigenname Roland verknüpft gewesen wäre, von anderen Städten nicht nachgeahmt werden können, ohne daß sie strengstens Ähnlichkeit anstrebten. Was aber in Wirklichkeit einen gewissen gemeinschaftlichen Typus der Rolandsbilder allein ausmacht, das ist der Eindruck des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Riesenhaften, des Plumpen und Grotesken. Lediglich durch die ans Übermenschliche streifenden Thaten des Helden würde aber dieser Zug sich schwerlich rechtfertigen lassen.

Dürfen wir aber aus den angeführten Gründen die Entstehung und die Namengebung nicht für einen gleichzeitigen Vorgang ansehen, so bleibt nur übrig, daß die Umbildung des Marktkreuzes in die ritterliche Marktfigur der Namensübertragung hätte vorausgehen müssen. Es hätte demnach diese Marktfigur rein typischen und allegorischen Charakters sein müssen. Dieser letzten Annahme widerspricht eine Betrachtung über die mittelalterliche Kunst, die wir dem Buche von Zöpfl „Die Rulandssäule“[1]), dem umfassendsten Werke über unsern Gegenstand, entnehmen und die wir als zutreffend anzuerkennen bereit sind. Zöpfl schreibt, wenn auch zu anderm Zwecke, S. 95: „Gehet man davon aus, daß es im allgemeinen nicht in dem Geiste der Bildschnitzerei des deutschen Mittelalters lag, allegorische Figuren zu schaffen, sowie z. B. auch die kirchliche Kunst nie versuchte, einen Heiligen überhaupt (in abstracto) darzustellen, sondern es immer ein bestimmter Heiliger war, der im Bilde dargestellt wurde . . .“ Es dürfte demnach auch nicht anzunehmen sein, daß aus dem Marktkreuze erst eine allegorische Marktfigur entstanden ist, die dann später den Namen des Roland empfangen haben müßte.

Zum Beweise, daß im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in norddeutschen Städten ein Koloß in ritterlicher Kleidung als „Roland“ bezeichnet zu werden pflegte, weist Schröder (S. 27) hin auf das Rolandsspiel, welches zufolge dem Berichte der Magdeburger Schöffenchronik über die Jahre 1281—1285 in dieser Zeit in Magdeburg abgehalten wurde. Es war ein Waffenspiel der ritterlichen Jugend, eine Umbildung des uralten Maispieles, wobei der sonst als ungeschlachter Riese gedachte Winter unter dem Namen Roland dargestellt wurde, nach dessen Schild die jungen Rittersleute mit ihren Speeren stachen.

Wie wir eben gehört haben, war auch diese Riesenfigur nicht sofort unter dem Namen Roland erschaffen worden, sondern sie war uralt und längst vorhanden und es war nur der Name Roland auf dieselbe übertragen worden. Bei dieser Namensübertragung, wie bei der auf die riesigen Marktfiguren, mag allerdings die Vorstellung von den übermenschlichen Thaten des Helden Roland als tertium gewirkt haben. Aber wir vermögen uns nicht den umgekehrten Vorgang zu denken, nämlich, daß Bilder von so übermäßigen Dimensionen geschaffen wurden, um die Vorstellung von dem übermenschlichen Wesen Rolands zum Ausdruck zu bringen. Davon abgesehen, daß diese Vorstellung nicht so stark im Vordergrunde stand, daß sie eine mehr menschliche ausgeschlossen hätte, ist auch zu bedenken, daß schon der Gedanke an die Erscheinung des bei aller Majestät menschlich gedachten Karls des Großen, die nach Schröder bei der Namengebung als Mittelglied auftrat, ein Hindernis abgegeben haben würde. Daher würden wir es schon eher glaubhaft finden, wenn gesagt würde, daß, nachdem der Rolandsname durch die erwähnten Mittelglieder auf die riesenhaften Säulen auf dem Markte übergegangen war, die den Winter darstellende ungeschlachte Figur des Frühlingsspieles vergleichsweise ebenfalls ein Roland genannt wurde. Andernfalls würde sich die Folgerung ergeben, daß bei der einen Namensübertragung Karl der Große als Bindeglied nötig war, bei der anderen aber nicht, und es würde dadurch das auf Karl den Großen als Bindeglied aufgebaute Argument in seiner Beweiskraft herabgedrückt werden. Ja, vielleicht läßt sich gar durch diese Betrachtung dieser Schröderschen Annahme wirklich der Boden entziehen. Wenn in alten Glossen das Wort „Roland“ das lat. colossus übersetzt (Grimm Wb. VIII. [1893] S. 1135), so konnte lediglich durch das Merkmal der Kolossalität der Name Roland sowohl auf die riesenhafte Figur des Spieles als auf die des Marktes übergehen.

Nach allem, was eben gesagt worden ist, mag Schröders Hinweis auf den Roland des Frühlingsspieles uns eher als Bestätigung dafür dienen, daß die riesenhaften Figuren auf dem Markte nicht sofort unter dem Namen des Roland entstanden sind, sondern daß sie schon längst vorhanden waren, als das Bekanntwerden der Rolandssage am Ende des 13. Jahrhunderts, oder vielleicht auch schon früher, die Möglichkeit für diese Namengebung schuf. Die Entstehung der Bilder wird also des terminus ledig, an welchen sie bei der Verkettung mit der Namengebung gebunden war.

---

1) Heinrich Zöpfl, Altertümer des deutschen Reichs und Rechts. III. 1861.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sind wir aber dahin gelangt, die Entstehung der riesenhaften Figuren in ein höheres Alter hinaufzurücken, so kann die Grenze, bis zu der wir gehen dürfen, nur im höchsten Altertum liegen. Wir machen uns hierbei eine Argumentierung zu eigen, deren sich Zöpfl in seinem schon erwähnten Buche, wenn auch wieder in anderer Absicht, bedient. Er schreibt S. 6: „Nichts desto weniger wird gerade in diesem Mangel aller urkundlichen Nachrichten über die Errichtung der ersten Rolandsbilder eine sehr sprechende Hindeutung auf ein sehr hohes Alter derselben erkannt werden dürfen: denn wenn die erste Einrichtung in eine Zeit fiele, wo die Städte bereits Archive angelegt hatten und Rechnungen über ihre Ausgaben führten, so würde sich doch wohl bei dem häufigen Vorkommen der Rolandsbilder eine oder die andere Spur der ersten Errichtung gefunden haben."

Der Versuch, zum Ursprung der Rolandssäulen rückwärts gehend vorzudringen, kann zu keinem Ergebnis führen, da die Connexität durch den Mangel urkundlicher Nachrichten unterbrochen ist. Es soll nunmehr der Versuch gemacht werden, den Gegenstand unserer Untersuchung von vorn zu erfassen.

Die Forschung darf mit um so größerem Vertrauen die sich öffnende Bahn betreten, als kein Geringerer denn J. Grimm dieselbe gewiesen hat. In seiner deutschen Mythologie hat er eine Vermutung über den Ursprung der Rolandssäulen ausgesprochen, welche die Forschung an das vorurkundliche Leben unseres Volkes verweist. Da es die Hauptaufgabe unserer Arbeit sein soll, der von Grimm ausgesprochenen Vermutung bestätigendes Material zuzuführen, so ist es nötig, die zwei Stellen seiner Mythologie, welche jene Vermutung enthalten, in thunlichster Vollständigkeit wiederzugeben. Die erste befindet sich auf S. 98 der 4. Auflage und lautet: „Was nun auch der wahrscheinliche Sinn des Wortes irman war, ... das springt in die Augen, daß die Irmanseul in noch spät gefühltem Bezug auf Merkur[1]) stand, dem das griechische Altertum ähnliche Säulen und Pfähle errichtete ... Die Sachsen mögen mehr davon gewußt haben; unter den Franken, in Hochdeutschland, verband man vom 8. bis 11. Jahrhundert mit irmansûl die allgemeine Vorstellung eines heidnischen, auf einer Säule errichteten Bildes ... Wie sich das Bild in den Begriff des Baumes verliert, geht der Baum in den des Bildes über und der westfälischen Irmansäule liegt die Vorstellung von der hessischen Donnereiche sicher ganz nahe, beide verwandelten die Bekehrer in Peterskirchen. Ich vermute näheren Zusammenhang zwischen den Irmansäulen und den im späteren Mittelalter, zumal im nördlichen Deutschland aufgerichteten Rolandssäulen; in Schweden gab es Thorssäulen, bei den Angelsachsen Äthelstânsäulen." Die andere Stelle befindet sich auf S. 326 und lautet: „Da nun mit dem Begriff des Heerweges der einer öffentlich aufgerichteten Säule zusammenhängt, und nach ihr die Wege auslaufen, so scheinen die Herculis columnae, die Irmansuli vergleichbar den Rolandssäulen, denen wir gerade in Norddeutschland, wo das Heidentum länger gewaltet hatte, begegnen. Wie König Karl in einigen Sagen, zumal in der vom wütenden Heer, Wuotans Stelle einnimmt, mag auch Roland, der edelste Held seines Hofes, der sich fast ganz zu ihm, wie Donar zu Wuotan verhält, den göttlichen Überwinder der Riesen vertreten. Es ist bemerkenswert, während in Skandinavien sonst nichts den Irmansäulen verglichen werden kann, daß zu Skeningen, einer ostgötländischen Stadt, auf dem Markt, wo auch die Rolandssäulen stehen, das Bild eines Riesen oder Helden aufgestellt war, den das Volk Thore lâng (Thuro longus) nannte und wobei vor Zeiten Abgötterei getrieben wurde. Das Bild scheint viel eher auf den heidnischen Gott als auf einen Held oder König zurückzuführen."

Diese Betrachtungen des Altmeisters versetzen uns in dem Schacht der Zeiten an die tiefste Stelle, die wir hätten aufsuchen können, um von unten zu der Schicht emporzudringen, in welcher die Rolandssäule wurzelt; nach J. Grimms Vermutung wäre der Roland der Vertreter und Nachfolger des göttlichen Überwinders der Riesen, des Gottes Donar. Nun hat der Verfasser bei Gelegenheit umfangreicherer Forschungen über die Verbreitung des Ortsnamens Rosengarten und seiner merkwürdigen Beziehungen zum vor urkundlichen Leben unseres Volkes das Glück gehabt, bei den meisten der Rolandsstädte des Stammlandes gewisse andere

1) Vgl. weiter unten die Bemerkung, daß später Grimm dem Herkules des Tacitus gegründetere Ansprüche zugestand, mit den Irmensäulen in Verbindung gebracht zu werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ortsbezeichnungen zu finden, welche der von J. Grimm ausgesprochenen Vermutung in überraschender Weise entgegenzukommen scheinen. Diese Funde haben dem Verfasser den Mut gegeben, an das anerkanntermaßen gefährliche und verwickelte Rolandsthema Zeit und Geld zu wagen.

Es hätte nahe gelegen, von Grimm ausgehend die Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen nur so weit zu verfolgen, als sie sich auf mythologischem Gebiete bewegt; damit wäre nichts Anderes geschehen, als was umgekehrt von Seiten der Rechtsgeschichte, welche die Rolandsfrage als ihre Domäne ansieht, zumeist geübt worden ist; Schröder z. B. hat die Versuche, die bereits gemacht worden sind, den Ursprung der Rolandssäulen im Verfolg von J. Grimms Vermutung zu finden, mit keinem Worte erwähnt. Daß dennoch der Verfasser die Schrödersche Schrift, die ihm von der neueren rechtsgeschichtlichen Litteratur über die Rolandsfrage zunächst allein bekannt geworden war, zum Ausgangspunkt für diese Untersuchung genommen hat, ist daraus zu erklären, daß einerseits der von Schröder versuchte Beweis, daß die Rolandsbilder in ihrem Ursprunge Marktzeichen sind, der Vermutung J. Grimms nicht zu widersprechen schien, anderseits aber eine Kritik von Schröders Ausführungen über den Zeitpunkt der Entstehung der Bilder es erlaubte, das über die urkundliche Zeit hinaus weisende Alter derselben festzustellen. Wer aber A sagt, muß auch B sagen, und da wir einmal auf eine der neueren rechtsgeschichtlichen Arbeiten eingegangen waren, schien es rätlich, als uns weitere Litteratur bekannt wurde, den Gang der Untersuchung auf eine Weile zu unterbrechen und nachträglich auch noch diese Litteratur zu prüfen, um festzustellen, welchen Belang dieselbe für unsere Arbeit hat und was sie überhaupt für die Lösung des Rätsels vermocht hat.

Es kommen hauptsächlich drei Arbeiten von Sello[1]) in Betracht, deren erste, obwohl schon 1885 veröffentlicht, von Schröder übersehen worden ist. 1894 hat K. Uhlirz die dritte der Selloschen Schriften, sowie die Schrödersche Arbeit besprochen in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschungen, XV. S. 676ff. Eine Erwiderung Schröders liegt vor in der Abhandlung, die er unter dem Titel „Marktkreuz und Rolandsbild" zu der Festschrift für K. Weinhold 1896 beigesteuert hat. Schließlich hat S. Rietschel auf wenigen Seiten seines Buches „Markt und Stadt" 1897 unter Zugrundelegung von Sellos Arbeiten, auch seiner Manuskripte, die Ergebnisse der Schröderschen Beweisführung geprüft und seine eigene Anschauung über die Rolandssäulen kurz begründet.

Es liegt im Plane unserer Arbeit und der Beschränkung des Umfanges, welchen wir derselben zu geben vermögen, daß wir bei der Würdigung der erwähnten Litteratur uns auf die Wiedergabe des Entscheidenden beschränken.

Zu unserer Freude und Genugthuung hat sich ergeben, daß die Gründe, mit denen wir oben einen Teil der Schröderschen Ausführungen bekämpft haben, sich teilweise fast vollständig decken mit den Einwendungen, welche Sello, der von der Rechtsgeschichte als Meister auf dem Gebiete der Rolandsfrage anerkannte Forscher, hauptsächlich auf S. 83—89 seiner dritten Schrift, gegen Schröder erhoben hat. Geradezu betroffen fühlten wir uns, als wir auf S. 85 das Fragezeichen hinter einer unfundierten Behauptung Schröders sahen und auf S. 88 den Gedanken ausgesprochen fanden, daß das Horn sicher nicht gefehlt haben würde, wenn man ausdrücklich den Karolingischen Helden Roland hätte zur Darstellung bringen wollen. Schröder hält nun in seiner Abhandlung von 1896, die nach S. 118 zum Teil den Zweck hat, seine früheren Aufstellungen gegen unberechtigte Angriffe zu verteidigen, auf S. 131 seine Behauptung aufrecht, daß „die Rolandsbilder in den Gebieten des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts in zahlreichen Städten und offenen Märkten einfach (!) an die Stelle der Stadt- und Marktkreuze getreten sind" und erklärt S. 132, daß er den „früheren Ausführungen über diese Entwickelung nichts hinzuzufügen und nichts davon zurückzunehmen habe." Er verharrt auch bei seinem Standpunkte in der unlängst, 1898 erschienenen 3. Auflage seiner Deutschen Rechtsgeschichte, S. 617. Da nun der Verfasser vollkommen unabhängig von Sello,

1) a) Die Rolandsstatuen von Magdeburg und Brandenburg a. d. H. in: Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung, 1885, S. 169ff. — b) Rolandsbildsäulen, ebenda, 1890, S. 68ff. — c) Die deutschen Rolande, 1890, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, III, S. 399ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie er angesichts der merkwürdigen Übereinstimmung glaubt ausdrücklich versichern zu sollen, nahezu denselben Bedenken gegen die Umbildung Ausdruck gegeben hat, so dürfte sich erwarten lassen, daß Schröder schließlich doch noch seinen Standpunkt als unhaltbar aufgiebt.

Weiter hat uns an der neuesten rechtsgeschichtlichen Litteratur im Sinne unserer Arbeit die Frage interessieren müssen, wie sie sich verhält zu dem von Schröder versuchten Beweise, daß die Rolandsbilder in ihrem Ursprunge Marktzeichen sind, und daß die ihnen weiter beigelegten Bedeutungen auf sekundärer Bildung beruhen. Hier ist Rietschel auf den Plan getreten, indem er a. a. O. S. 227 die Behauptung wieder aufnimmt, daß der Roland ein Sinnbild der Blutgerichtsbarkeit ist.[1]) Er sagt, daß es kein Beweis gegen diese Behauptung sei, wenn darauf hingewiesen werde, daß einige Rolande sich an Orten befinden, die nicht Hochgerichtsstätten waren; von vielen der uns erhaltenen Rolande sei anzunehmen, daß sie ursprünglich einen anderen Standort gehabt haben, viele seien auch eine leere Nachahmung. Gegen dieses negative Argument ist einzuwenden, daß dasselbe mit genau demselben Rechte vom Standpunkte irgend einer anderen Auslegung der Rolandsbilder benutzt werden kann, z. B. derjenigen, welche den Roland als Marktzeichen auffaßt. Weiter aber beträgt die Zahl der Rolandssäulen, für deren Geltung als Wahrzeichen des Blutbannes Rietschel urkundliche Beweisstellen beizubringen vermag, nur sechs, die auch zum Teil in recht späte Zeit fallen. Das Hauptgewicht legt hierbei Rietschel auf den Roland von Halle. Hier hat es aber geschehen können, daß Rietschel unter Berufung auf die zweite Arbeit von Sello S. 121 ff. schreibt (S. 229): „Vor allem ausgeprägt erscheint die gerichtliche Bedeutung des Rolandes in Halle", während Schröder in der Abhandlung von 1896 S. 132, Anmerkung 1, unter Berufung auf die nämliche Stelle bei Sello ausspricht: „Sehr gut weist Sello nach, daß auch der Roland in Halle keine Beziehung zur Rechtspflege gehabt hat."[2]) Größeres Gewicht im Sinne der Blutbanntheorie hat allerdings Rietschels Hinweis darauf, daß kaum ein einziges Rolandsbild des nach oben gerichteten, breiten, graden Schwertes entbehre, das um so mehr als Richtschwert angesprochen werden dürfe, als ihm die Scheide fehle. Freilich hat Rietschel vorher, S. 229, anerkennen müssen, daß die von ihm angeführten Thatsachen einen vollen Beweis nicht erbringen, da es nicht an alten Quellenstellen fehle, nach welchen der Roland als Sinnbild der Stadtfreiheit erscheint. Dieses Zugeständnis dürfte uns, zusammen mit unseren obigen Einwendungen, erlauben, vorläufig noch an der Schröderschen Annahme, daß die Rolandsbilder in ihrem Ursprunge Marktzeichen seien, als der zur Zeit annehmbarsten festzuhalten, wenn wir auch derselben nicht bedürfen, um darauf Schlüsse aufzubauen. Schröders Annahme hat vor den anderen jedenfalls den Vorzug, daß sie die Möglichkeit gewährt, alle anderen der Rolandssäule beigelegten Bedeutungen als sekundäre Bildungen daraus abzuleiten, was bei der Rolandssäule als Zeichen des Blutbanns nicht ebenso leicht möglich sein dürfte.

Als Wahrzeichen des Blutbannes verkörpert die Rolandssäule nach Rietschel S. 231, wofür er sich auf Sello 1885, S. 187, beruft, den höchsten Richter, den König oder Markgrafen, den niederen Inhaber des Gerichtsbannes oder den mit gräflichen Rechten ausgestatteten Landesherrn u. s. w. Rietschel hält damit eine Ansicht Sellos fest, die vor ihm Schröder 1896, S. 132, besonders durch den Hinweis bekämpft hat, daß sich nicht selten neben den Rolandsbildern offenbare Königsbilder finden, die einen deutlichen Gegensatz zu den ersteren erkennen lassen. Dem läßt sich hinzufügen, daß das ungefüge, plumpe Gepräge besonders der älteren Rolandsbilder doch wohl kaum auf ein Unvermögen der mittelalterlichen Kunst zurückzuführen ist, und daß die Bilder, wenn sie von vornherein als Fürstenbilder geschaffen wurden, dem Schöpfer gewiß nicht geeignet erscheinen konnten, den Inhaber der höchsten richterlichen Gewalt mit einem höheren Nimbus zu umgeben in einer Zeit, die doch sicher nicht mehr in der Schätzung körperlicher Kraftfülle so weit ging, daß

---

1) Vergl. auch v. Below, Das älteste deutsche Städtewesen und Bürgertum, 1898, S. 63. „Der Roland trägt in der Hand das Richtschwert; er ist das Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit, der Blutgerichtsbarkeit."

2) Sello stellt hier fest, daß der Roland zu Halle der einzige sei, welcher, wenigstens seit dem 17. Jahrhundert, in gewisse, im Wesen der Rolandssäulen freilich nicht begründete Beziehungen zur formellen Rechtspflege gebracht wurde, und weist alsdann nach, daß, wenn schon früher von einem Gericht „vor dem Rolande" die Rede sei, dies rein topographische Bedeutung habe. Vgl. auch Sello, 1. Abhandlung, 1885, S. 170.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie nicht doch lieber sich die Majestät des Königs im Glanze männlicher Schönheit vorgestellt hätte. Überdies bemerkt Schröder schon 1896, daß die Ansicht Sellos, welche, wie wir sahen, Rietschel 1897 aufgenommen hat, von Sello selbst nicht mehr geteilt werde; wenigstens heißt es bei Schröder, S. 132, in einer Anmerkung zu der Behauptung Schröders, „daß die Rolande um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts einfach aus den Stadt- und Marktkreuzen hervorgegangen sind“: „In der Hauptsache hat sich dieser Ansicht jetzt auch Sello angeschlossen.“[1])

Gleichwohl und trotz allem, was wir eben selbst gegen die Ansicht vorgebracht haben, daß die Rolandsbilder Zeichen des Blutbannes sind und eine fürstliche Person darstellen, trotz allem, was von anderer Seite dagegen gesagt worden ist, halten wir es nicht für ausgeschlossen, daß ihnen eine solche Bedeutung beigelegt worden ist. Es mag bei den ursprünglichen und rohen Riesenbildern von einer Zeit, die sie schon nicht mehr verstand, eine Deutung auf den Blutbann versucht worden sein, es mag dieser Auffassung entsprechend bei den häufigen Ersetzungen alter Bilder durch neue diesen das Richtschwert in die Hand gegeben worden sein; der Zwiespalt zwischen der groben Erscheinung der Bilder und ihrer Deutung auf den König mag in den Orten, auf welche Schröder hinweist, zur Schaffung eines wirklichen, würdigen Königsbildes geführt haben, das daneben aufgestellt wurde, bei Nachahmungen in späterer Zeit mag Richtschwert und Königstypus von vornherein in die Aufgabe des Bildners eingeschlossen gewesen sein.

Nur das müssen wir mit Bestimmtheit ablehnen, daß durch die (Sello-) Rietschelsche Deutung auf den Blutbann etwas über den Ursprung der Rolandsbilder gesagt sei. Dazu fehlt ihr die Hauptsache: Es ist bei dieser Deutung eine Fundamentalthatsache außer Acht gelassen und nicht in den Beweis hineingezogen worden. Dies ist der Umstand, daß die Rolandsbilder sich nur in sächsischen und thüringischen Landen und dem im wesentlichen von hier aus kolonisierten Osten finden. Es ist nicht versucht worden, nachzuweisen, warum der Süden und der Westen des Reiches nicht eine den Rolandsbildern ähnliche Erscheinung aufweisen; Blutbann und Fürsten als dessen Inhaber gab es auch hier.

Es ist der Vorzug von Schröders Arbeit, daß sie den Versuch gemacht hat, diese Thatsache in Rechnung zu ziehen, indem sie von dem Satze ausging, daß sich das Verbreitungsgebiet der Rolandssäulen fast vollständig decke mit dem des Begriffes und Wortes Weichbild. Nur ist Schröders Beweis der Boden entzogen, seitdem sich herausgestellt hat, daß Markt- oder Stadtkreuz mit Weichbild nicht identisch ist. Schröder selbst hat in der Abhandlung von 1896 S. 131 Anm. 1 und in der 3. Auflage seiner Rechtsgeschichte 1898 S. 666 Anm. seine Ableitung des Wortes Weichbild zurückgezogen. Es ist nunmehr unabwendbare Konsequenz für ihn, auch den Gedanken aufzugeben, daß das Rolandsbild aus dem Markt- oder Stadtkreuze hervorgegangen sei. Stadt- und Marktkreuz sind ein gemeindeutsches Vorkommnis und kein dem sächsischen Boden eigentümliches, und es nützt nichts, wenn er in seiner Abhandlung von 1896 S. 121 den Umstand, auf den wir und vor uns Sello hingewiesen haben, nämlich daß in keiner einzigen Rolandsstadt ein Stadt- oder Marktkreuz nachgewiesen ist, gerade als Beweis für die Umbildung benutzt, indem er sagt, daß „der Schluß auf der Hand liegt (?), daß die meisten sächsischen Stadt- und Marktkreuze in einer jüngeren Periode (14. und 15. Jahrh.) durch die Rolandsbilder verdrängt worden sind.“ Wir müssen dabei beharren, daß, wenn erst so spät die Umbildung erfolgt ist, wie für diese selbst, so auch für die vorausgehenden Marktkreuze urkundliche Belege zu verlangen sind.

Die Thatsache der Beschränkung der Rolandsbilder auf den Norden ist ganz gewiß keine zufällige. Hierauf und auf den merkwürdigen Umstand, daß keine einzige urkundliche Nachricht von der ersten Errichtung eines Rolandsbildes vorliegt[2]), hat jeder Erklärungsversuch zu bauen, wenn er nicht das Wesentlichste außer Acht lassen will. Dies ist der Angelpunkt, um welchen die ganze Frage sich dreht. Da aber diese zwei Fundamentalthatsachen von der rechts-

1) Diese Bemerkung Schröders bezieht sich wohl auf S. 100 der zweiten Abhandlung von Sello, wo dieser die Vermutung ausspricht, daß die Rolande nicht etwa trockene Symbole der einem Orte verliehenen Marktgerechtigkeit gewesen, sondern in erster Linie lediglich dazu bestimmt waren, an Markttagen das ortsübliche Marktzeichen weithin sichtbar zu tragen.

2) Vergl. auch Sello, 1. Abh., 1885, S. 179. „Die erzählenden Quellen des Mittelalters enthalten keine gleichzeitige Nachricht über Errichtung und Bedeutung der Rolandsbilder.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschichtlichen Litteratur außer Acht gelassen oder falsch benutzt worden sind, so muß von ihr gesagt werden, daß sie die Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen nur wenig vom Flecke gebracht hat. Sie bewegt sich in einer Tretmühle, die, sogar bei demselben Forscher, im Kreislauf bald die eine, bald die andere der herkömmlichen Ansichten zu oberst bringt. Behauptung steht gegen Behauptung, und es bietet sich der Anblick einer Kritik, die von sich selbst lebt, deren Schnitte auf sie selbst zurückfahren, weil sie den Gegenstand verfehlen oder nur halb treffen, auf den sie gerichtet sind. So scheint es überhaupt, daß der Rechtsgeschichte bisher die rechte Unterlage und die rechten Mittel zur Lösung des Rätsels gefehlt haben. Seit 300 Jahren hat sie die Frage traktiert und sie muß selbst gestehen, daß der Erfolg den Bemühungen bisher nicht entsprochen habe.[1]) Bei so manchem, was von rechtshistorischer Seite über die Frage geschrieben worden ist, wird man den Eindruck nicht los, als ob die Meinung bestände, daß das Leben unseres Volkes, das doch wie kaum ein anderes dem heimatlichen Boden entsprossen ist, erst begonnen habe, als es anfängt, in urkundliche Beleuchtung zu treten, in Gesetzesparagraphen gefaßt und durch Erlasse der Fürsten und Obrigkeiten geregelt zu werden. Die alten Deutschen waren aber auch in heidnischen Zeiten nicht die Barbaren, als die wir sie uns gemeiniglich vorstellen[2]), und die Einwirkung des Christentums auf die Umgestaltung der Lebensverhältnisse unseres Volkes ist doch weit länger eine oberflächliche gewesen, als gewöhnlich gedacht wird. Auch für die Rolandsfrage, so scheint es, muß die Mahnung Pirennes[3]) in der Rev. hist., 57, S. 295 beherzigt werden, daß es für die Herleitung des Stadtfriedens keiner juristischen Abstraktionen bedürfe. Einen irgendwie gearteten Handelsverkehr an bestimmten Punkten hat es sicher gegeben, ehe durch konstitutive Akte Städte gegründet und diesen die Marktgerechtigkeit verliehen wurde. Auf keinen Fall darf die Rechtshistorie verdrossen dreinblicken, wenn die seit 300 Jahren in ihrer Behandlung befindliche Rolandsfrage wieder einmal für eine Weile aus der Stickluft der teilweise doch recht schwülstigen Rechtssymbolik hinausgeführt wird. Sollte auch dieses Mal die mythologische Behandlung nicht anschlagen, so wäre der Mythologie nichts Schlimmeres passiert, als es das Schicksal der Rechtsgeschichte nun schon seit so geraumer Zeit ist.

Es erübrigt noch, ausdrücklich auf die Selloschen Arbeiten einzugehen, nachdem wir einen Teil ihres Inhaltes bereits durch Rietschel und Schröder kennen gelernt haben. Unstreitig hat sich Sello das ihm zuerkannte Verdienst um die Förderung der Frage wirklich in hohem Maße erworben, indem er das Material im Feuer der Kritik geläutert und mit reicher Erfahrung vermehrt hat. Manches bisher unbekannte Bild ist durch Sello dem herkömmlichen Verzeichnis einverleibt worden, manches für echt und alt gehaltene als bedeutungslose Nachahmung erkannt worden. So hat er nach scharfer Sichtung eine kurze Reihe von Rolandsbildern ausgesondert,[4]) welche ihrer ganzen Bildungsweise nach als die ältesten unter den in der Wirklichkeit oder in verläßlichen Abbildungen vorhandenen erscheinen; von diesen hofft er, daß sie zur Erkenntnis des dahinter liegenden Urtypus, des Wesens und der begrifflichen Bestimmung der Rolandssäule verhelfen werden.[5]) Das Heil überhaupt aber erblickt er in einer vollständigen, zuverlässigen, quellenkritischen Rolandsstatistik, die mit Hilfe der lokalen Geschichts- und Altertumsvereine zu beschaffen wäre, da die Kraft eines Einzelnen den notwendigen Lokalforschungen nicht gewachsen sei.[6]) Sicher ist von einer solchen Statistik manche Belehrung im Einzelnen zu erwarten, gegen die Hoffnung aber, daß die sechs ältesten Bilder des Rätsels

1) Vergl. Sello, 3. Abh., 1890, S. 72.

2) Vergl. Fr. Kauffmann, Deutsche Myth., Samml. Göschen, 1893, S. 12. Vergl. auch J. Grimm, Vorrede zur Myth. im 2. Bd. d. 4. Auflage, S. VII: „Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreulicher Barbarei; schon der liebreichen Güte Gottes wäre das entgegen, der allen Zeiten seine Sonne leuchten ließ."

3) Vergl. E. Liesegang in der deutsch. Littztg., 1897, S. 1346, der diese Mahnung Rietschel entgegenhält.

4) Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg, Brandenburg, Zerbst. Vergl. 2. Abh., 1890, S. 99; vergl. auch 1. Abh., 1885, S. 180

5) Vergl. 2. Abh., 1890, S. 82. „Durch Vergleichung ist die älteste Überlieferungsform der Statuen festzustellen, aus ihr der Urtypus und durch Zusammenstellung mit anderen Bildwerken derselben Zeit ihre Bedeutung zu ermitteln, und zugleich der Versuch zu machen, aus überlieferten Gebräuchen auf den ursprünglichen Zweck ihrer Einrichtung Schlüsse zu ziehen."

6) Vergl. 3. Abh., 1890, S. 90.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lösung liefern werden, können wir uns eines Zweifels nicht erwehren. Wenn wir auch nicht bezweifeln wollen, daß jene sechs ältesten Bilder, die übrigens auf vier zu reduzieren sein dürften, da das Brandenburger sicher eine Nachahmung des Magdeburger und das Zerbster wahrscheinlich eine solche des Halberstädter oder Bremer ist, wirklich unter den vorhandenen Bildern den ältesten Typus repräsentieren, so bleibt es doch noch immer sehr die Frage, ob der Typus, der sich aus ihnen als der zunächst dahinterliegende erschließen läßt, wirklich der absolut älteste, der Urtypus ist. Es ist sehr wohl denkbar, daß der so erschlossene Typus erst wieder das Resultat einer Entwickelung ist, die denselben durch verschiedene durch wechselnde Auffassung, Bestimmung und Zeitgeschmack bedingte Phasen hindurchgeführt hat. Der Umstand, daß schon die ältesten Erwähnungen die Rolandsbilder in verschiedener Bedeutung erscheinen lassen, gestattet zu vermuten, daß die einheitliche und ursprüngliche Bedeutung weit hinter der Zeit der ersten Erwähnungen liegt. Um zur Bestimmung des Wesens und Begriffes Rolandsbild dienlich zu sein, dürfte den sechs ältesten Bildern so lange die Hauptsache fehlen, als ihnen nicht ein unabhängiger terminus oder wenigstens ein terminus a quo beigegeben werden kann. Zwar hat Sello versucht, einen solchen zu beschaffen; in der ersten Abhandlung 1885, S. 187, sagt er, daß die Fürstenbilder, welche wir als Vorbilder der Rolandsstatuen zu betrachten haben, dem 12. und 13. Jahrhundert angehören, es sei also die Zeit, in welcher jene gültig waren, auch die Entstehungszeit der letzteren. In vorsichtigerer Fassung wiederholt er diesen Satz in der zweiten Abhandlung 1890, S. 99, indem er sagt, daß die Bilder nicht wohl eher als frühestens im 12. oder 13. Jahrhundert entstanden sein könnten. Diese Feststellung, da sie sich lediglich an die Figuration hält, schließt aber eben nicht die Unmöglichkeit ein, daß andere Figurationen dem aus den sechs ältesten Bildern erschlossenen Typus vorangegangen sind, so gut, wie spätere Figurationen nicht den relativ ältesten Typus ausschließen. Der terminus, den Sello gewonnen hat, ist nicht unabhängig von der Behauptung, die er stützen soll, sondern liegt in dieser eingeschlossen; es fehlt Sello der feste Punkt, auf den er sich stellen könnte, um den Riegel beiseite zu drücken, der das Geheimnis verschließt. Wären die sechs ältesten Bilder wirklich geeignet, die an sie geknüpften Hoffnungen zu erfüllen, so hätte die Zeit von 14 Jahren, die seit ihrer Aufstellung vergangen ist, dazu ausreichen müssen; wir haben aber nicht finden können, daß Sello seit 1890 sich wieder zu der Rolandsfrage geäußert hätte.

Da wir Sellos Forschungen erst verspätet kennen gelernt haben, so haben wir uns bei der Besprechung der Rolandsbilder im Einzelnen nur an die herkömmlichen Verzeichnisse halten können. Vielleicht ist es angängig, hier und da in Einschaltungen und Anmerkungen die Resultate der Selloschen Studien zu benutzen. Gleich hier aber sei bemerkt, daß wir von den durch Schröder 1896, S. 119, zum Teil wohl nach Sello, als unecht ausgeschiedenen Rolandsbildsäulen die von Brakel und Obermarsberg zurückzubehalten uns einstweilen für befugt ansehen. Schröder sagt an der angeführten Stelle, daß die Säule in Brakel eine Prangersäule und erst durch Mißverständnis zu dem Rolandsnamen gekommen sei. Dem scheint die Bemerkung bei Rietschel 1897, S. 229, Anmerkung 7, entgegenzustehen, daß die Sitte, Pranger und Kakstein am Rolande anzubringen, wiederholt bezeugt ist und Sello bemerkt in seiner 1. Abhandlung 1885, S. 170, daß spätere Jahrhunderte den Roland um seiner Auffälligkeit und Sichtbarkeit willen zum Tragen des Halseisens, zur Schandsäule, zum Kak degradierten. Wenn nun Sello in der 2. Abhandlung 1890, S. 113 feststellt, daß der Brakeler Roland eine Prangersäule sei, so thut er dies anscheinend nur, um der von Götze (Geschichte der Stadt Stendal, S. 314) ausgesprochenen Ansicht den Boden zu entziehen, daß der Brakeler Roland ein Abbild des mythischen Wolkenbaumes mit Sonnenball sei. Dennoch geht aus dieser Stelle nicht mit voller Sicherheit hervor, ob Sello wirklich die Säule in Brakel ohne Widerrede ausschalten will, er giebt ihr die Bezeichnung der „Brakeler Roland“ und stellt fest, daß wir auch jetzt noch nicht wissen, seit wann die Säule den Rolandsnamen trägt. Freilich bemerkt Sello in der 1. Abhandlung 1885, S. 180, daß gleich anderen Bildwerken, die den Rolandsnamen tragen, die Säule zu Brakel mit dem Stadtbanner als Wetterfahne mit den Rolandsbildern im Sinne des Mittelalters nichts zu thun habe. Damals war aber noch nicht der wiederholt erwähnte Aufschluß bekannt, den die Brakeler Magistratsakten über die ursprüngliche Gestalt des Brakeler Rolands geben. Kurz, es wird nicht vollkommen ersichtlich, ob Sello überhaupt leugnen will, daß in Brakel jemals ein in seinem Sinne echtes Rolandsbild gestanden habe,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder ob nur die jetzt dort vorhandene Säule für seine Forschungen nicht in Betracht kommt.[1]) Dieses unsichere Verhalten gegenüber dem Roland in Brakel giebt uns zu einer Bemerkung Anlaß, die sich gegen Sellos kritisches Verfahren richtet. Auf die Ausschaltung des Brakeler Rolands und andere ähnliche scheint sich auch die von Sello in der 2. Abhandlung 1890, S. 81, erwähnte Kritik zu beziehen, die schon von anderer Seite an der vollkommenen Richtigkeit seiner Methode geübt worden ist. Es wird hier Sello eingehalten, daß er nichts, was einmal thatsächlich den Namen Roland im Volksmunde trägt, a priori von der Betrachtung hätte ausschließen dürfen. Es könne erst aus kritischer Analyse des gesamten Materials und Feststellung verschiedener Klassen darunter der Nachweis fließen, was davon ursprünglich und mit Recht auf den Namen Roland Anspruch hat, und worauf er nur mißbräuchlich übertragen ist. Gegen diesen letzten Satz hat sich Sello verwahrt, indem er darauf hinweist, daß seine Arbeit ja gerade das geleistet habe, was der Kritikus von ihr verlangt. Der erste Satz dieser Kritik aber scheint ein Bedenken auszusprechen, dem auch wir Raum geben wollen. Es wird Bildern, die im Volksmunde den Namen Roland führen, die Rolandsqualität abgesprochen, weil sie als Brunnensäulen, Schandsäulen,[1]) Träger des Stadtbanners gedient haben. So lange aber nicht festgestellt ist, daß die gedachte Verwendung der Zweck der Erschaffung war, bleibt immer noch übrig, daß sie sekundärer Natur ist. Nur dann ließe sich mit Bestimmtheit sagen, was kein Roland ist, wenn vorher festgestellt wäre, was ein Roland ist. Diese Feststellung soll aber erst durch kritische Reduktion der herkömmlichen Rolandsreihe auf die ältesten Bilder gewonnen werden.

Wie für Brakel einstweilen, so haben wir sicher für Obermarsberg das Vorkommen einer Rolandssäule festzuhalten. Schröder zwar scheidet 1896, S. 119, Anmerkung 5, Obermarsberg aus, weil die gewöhnlich als Rolandsbild bezeichnete Figur am Eingange zum Kirchhof ein Denkmal des Stifters der Kirche sei. Er hat aber übersehen, daß Sello in seiner 2. Abhandlung 1890, S. 100, gegenüber diesem Fundatorbild ausdrücklich hervorhebt, daß ihm eine zweifellos beglaubigte Säule in Obermarsberg bekannt geworden ist, die als Rolandssäule bezeichnet wurde.

Gegenüber dem Umstande, daß wir Sellos historisch-kritische Forschungen erst nachträglich haben berücksichtigen können, dient es uns aber zur Beruhigung, daß unter den Bildern des Stammlandes, denen wir vom Standpunkte unserer Beobachtungen aus eine Untersuchung gewidmet haben, diejenigen nicht fehlen, deren Typus Sello für den relativ ältesten anspricht, Bremen, Halberstadt, Quedlinburg und Magdeburg. Vielleicht hat unsere Arbeit das Glück, die beiden einander entgegenstehenden Enden zu verbinden und ein Kriterium zu finden, welches in Verbindung mit dem Typus gestattet, mit Sicherheit die Originale von den Nachahmungen zu scheiden. Vielleicht gelingt es ihr, für die Forschungen der urkundlichen Geschichte und der Rechtsgeschichte die unterste Grundlage zu liefern, deren Mangel sie bisher zu keinem sicheren Ergebnisse hat gelangen lassen.

Die Selloschen Studien selbst bieten uns die Möglichkeit, unsere Untersuchung auf den Weg zurückzuleiten, den sie im Verfolg der Grimmschen Vermutung einschlagen sollte. Sellos Arbeiten haben den Vorzug, daß sie in weiter Auffassung der Frage die bisher versuchten mythologischen Deutungen des Rolandsrätsels nicht gleich Schröder, Rietschel u. a. mit Stillschweigen übergangen haben. Sello bespricht in der 1. Abhandlung (1885) S. 169 ff. die von Zöpfl in seinem bekannten Buche, von E. H. Meyer in seinem Programm „Über Roland" 1868 und in seiner Abhandlung im III. Bande der Zeitschrift f. deutsche Phil. 1871, sowie von L. Götze 1873 in seiner „Geschichte der Stadt Stendal" gemachten Versuche, die Rolandssäule durch die Irmen-

1) Wenn nicht aus der Bezeichnung „Kerlchen" oder „Männeken", welche das ursprünglich auf der Säule in Brakel stehende Bild hatte, ein Beweis für die Behauptung zu entnehmen ist, daß die Brakeler Säule eine Schandsäule sei, so scheint es uns nötig zu sein, daß dieser Beweis erst erbracht werde. Sello giebt in der 2. Abhandlung 1890, S. 82, eine genaue Charakteristik der geharnischten Figuren, welche im Mittelalter die Schandsäulen krönten; sie trugen das Schwert und meist auch die Rute als Symbol der Strafen zu Haut und Haar, Hals und Hand. Über die Brakeler Figur heißt es aber in dem Berichte des Bürgermeisters Witkop: „Eine Beschreibung der Figur konnte man mir nicht mehr geben, sie soll vor dem Sturze durch Steinwürfe der lieben Jugend schon arg verstümmelt gewesen sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

säule, die von diesen Forschern nach Müllenhoff als ein heiliges Zeichen des Sonnen-, Schwert- und Gerichtsgottes angesehen wird, auf Tiu zurückzuführen. Diese Ansicht ging von der Voraussetzung aus, die Rolandssäulen seien Wahrzeichen irgend einer Judikatur. Es wird Sello leicht, derselben den Boden zu entziehen, indem er darauf hinweist, daß die zahlreichen und ausführlichen mittelalterlichen Stadt- und Landrechtsquellen der in Betracht kommenden Gegenden absolut nichts von einer Beziehung der Rolandsbilder auf das materielle und formelle Recht wissen.[1])

Eine partie remise dagegen ist Sellos Auseinandersetzung mit Grimms Vermutung, daß die Rolandssäulen überhaupt zu dem Heiligtum der Irmensul in Beziehung stehen.[2]) Diese Auseinandersetzung hat Sello versucht auf S. 100, 101, 107 seiner 2. Abhandlung (1890). Die Veranlassung dazu hat ihm die eben erwähnte Rolandssäule in Obermarsberg gegeben. Sello sagt selbt, daß sie geeignet erscheint, seine Bedeutungsentwickelung und die aus ihr gefolgerte Ablehnung eines Zusammenhanges zwischen den Rolandsbildern und dem Heidentum zu stürzen. Diese Säule ist bezeugt bei Johann Just Winkelmann in „des Oldenburgischen Wunderhorns Ursprung u. s. w.“ (Bremen 1684. S. 17). Es heißt hier: „unfern der großen, wohlerbauten, schönen, aber ziemlich ruinierten Kirchen mitten auf einem geräumigen Platz eine kleine Säule, welche der gemeine Mann vor ein Rolandsbild hielte, sagende: wann ein Übelthäter sich dahin salvierte, er daselbst, als an einer Freystätte, unangetastet sicher bleiben könnte.“ Unter Widerlegung der Ansichten, welche das Fundatorbild am Eingange zum Kirchhofe für die Obermarsberger Rolandssäule ansehen, kommt Sello zu dem Ergebnis, daß „wir hier eine ganz unzweifelhafte Säule, eine Reminiscenz an die Irmensäule haben, welche als Rolandssäule im Volk bezeichnet wurde.“ Es sei unzweifelhaft, daß Karl der Große in oder bei Eresburg ein „fanum“ oder „idolum quod vocatur Irminsul“ zerstörte; an der Erneuerung trotz der Zerstörung des heidnischen Fanums dürfe man keinen Anstoß nehmen, „denn das ganze Mittelalter hindurch dachte man sich als Gegenstand der heidnischen Verehrung nicht die Säule, den truncus ligni Rudolts von Fulda, sondern ein auf dieser Säule stehendes Götzenbild, welches man recht eigentlich als Irmensul bezeichnete“. Die von Grimm ausgesprochene Vermutung aber, daß ein näherer Zusammenhang bestehe zwischen den Irmensäulen und den im spätern Mittelalter, zumal im nördlichen Deutschland aufgerichteten Rolandssäulen, welcher Grimm a. a. O. die Feststellung vorangeschickt habe, daß man in Hochdeutschland vom 8. bis 13. Jahrh. mit Irminsul die allgemeine Vorstellung eines heidnischen, auf einer Säule errichteten Bildes verstand, will Sello nur gelten lassen, wenn „die Figürlichkeit das tertium comparationis abgab (?) und wenn man annehmen will, daß die Verehrung, welche den nur in der Tradition noch lebenden Irminbildern gezollt wurde, auf die neu entstehenden Rolandsbilder überging“. Sello lehnt deshalb eine direkte Weiterentwickelung der Irmensäule zum Rolandsbild ab mit den Worten: „daß aber dieses aus jener hervorgegangen, muß solange bestritten werden, bis ein mittelalterlicher Irmintypus nachgewiesen ist, welcher dem Rolandstypus verwandt ist“. Diesen Typus glauben wir gefunden zu haben. Es ist der Typus des Donar, auf welchen die Grimmsche Vermutung hinleitet. Wir werden weiter unten sehen, daß diesem Gott die heidnische Vorstellung die Züge des Plumpen, Ungeschlachten, Ungefügen und Riesenmäßigen angeheftet hatte. Dies ist auch der Typus der Rolandsbilder. Die sechs von Sello ausgesonderten ältesten Bilder repräsentieren denselben in größter Vollkommenheit. Es ist zu erwarten, daß unsere Forschung der Selloschen auf ein gutes Stück entgegenkommen wird.

Noch ein Wort über die Rolandssäule in Obermarsberg. Wenn auch Sello befürwortet, daß sie eine Reminiszenz an die Irmensäule einschließt, so bleibt ihm doch noch die Frage offen,

---

1) Vgl. auch die 2. Abhandlung, 1890, S. 139, die 3. Abhandlung, 1890, S. 72 f., S. 78.

2) Die Vermutung J. Grimms ist acceptiert von A. Holtzmann. In seiner 1874 von A. Holder herausgegebenen deutschen Mythologie schreibt er S. 229: „Also ursprünglich gab es keine Bilder. Man mag aber diesen Irminsäulen allmählich eine menschliche Gestalt gegeben haben: so wurde bei den Neustriern stips magnus diversis imaginibus figuratus heilig gehalten. Dann nahm man Stein statt Holz, und so mag die Rolandssäule in ganz Norddeutschland auf dem Markte nichts anderes sein, als die alte Irminsäule.“ — Vgl. auch die 3. Abhandlung von Sello, wo er S. 72 bemerkt, daß schon Gryphiander die von Grimm ausgesprochene Vermutung andeutet, und daß v. d. Hagen diese aufgenommen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie man dazu gekommen ist, solche einfache Säule, auf welche nach Winkelmanns Beschreibung nicht einmal der allgemeine Begriff der Kolossalität passe, mit dem Rolandsnamen zu belegen. „Ich meine", schreibt Sello S. 107, „im Volksbewußtsein lebte die unklare Vorstellung, daß auf ihr ein großes Bild gestanden — Irmin wird ja in alten Glossen, gerade wie Rolandus, durch „colossus" übersetzt — und da knüpfte man an die wohlbekannten Rolandssäulen jenseits der Weser an; man nahm unbedenklich den Teil für das Ganze; war das Rolandsbild auch nicht vorhanden, so stand doch seine Säule, welche bei nach und nach sich immer mehr verwischenden Begriffen der gemeine Mann für ein Rolandsbild hielt." Sello bedarf, wie wir sehen, zur Erklärung einer ganzen Reihe von Annahmen, auch solcher, die wenig Wahrscheinlichkeit haben; von den Rolandsbildern jenseit der Weser war das nächste, nämlich das in Halberstadt, doch immer noch recht weit entfernt, um durch seine Bezeichnung als Vorbild zu wirken, dazu stand auch dieses, gleich den meisten anderen, nicht auf einer Säule. Dürfte es nicht einfacher sein, sich mit der einen Annahme zu begnügen, daß der im Volksbewußtsein lebenden unklaren Vorstellung von einem einstigen Bilde die Wirklichkeit entsprochen habe? Dafür spricht schon, daß von Winkelmann die Säule als klein bezeichnet wird, und daß sie vor einer großen Kirche mitten auf einem geräumigen Platze stand. Soviel architektonisches Schönheitsempfinden dürfen wir auch der älteren Zeit zutrauen, daß sie nicht von vornherein eine niedrige Säule in einer Umgebung aufstellte, von der sie erdrückt wurde. Wenn aber ursprünglich ein Riesenbild auf der Säule stand, so war der Übergang des Rolandsnamens auf dasselbe nirgends leichter als in Obermarsberg, wo das Karl den Großen als Kirchengründer darstellende Bild in der Nähe des Riesenbildes stand.

Nach allem, was wir über Sellos Stellungnahme zu Grimms Vermutung gesagt haben, dürfen wir also mit um so größerer Zuversicht zu dieser zurückkehren und den Weg weiter verfolgen, auf dem wir Material für die Bestätigung derselben zu gewinnen hoffen dürfen.

Die Spur, auf welche J. Grimm die Forschung gelenkt hat, weist auf den Donnergott. Als Gott des Wetters und der segnenden Wolke[1]) war Donar Schützer des Ackerbaues und somit aller menschlichen Kultur überhaupt, die auf dem festen Grunde des Ackerbaues ruht. „Kein Gott griff tiefer in den germanischen Mythus und Kultus, überhaupt in das germanische Gesamtleben ein."[2]) „Der starke Gott waltet namentlich über Leben und Eigentum der Menschen, über Recht und Frieden."[3]) „Alle Stämme verehrten ihn, denn gleichmäßig ist ihm überall der dies Jovis zugeteilt worden."[4]) „Der Tag des Thor-Donar muß der höchste Festtag der Germanen gewesen sein, gleichsam der heidnische Sonntag."[5]) Zu schönster und reichster Entwickelung gedieh der Donarkult bei den Norwegern und Schweden, und Donar war hier, jedenfalls im alten und echten Volksglauben, der höchste der Götter, der Beschützer und Förderer des friedliebenden Bauernstandes und des werkthätigen Volkes, während Odin, der Vertreter des kriegliebenden und abenteuerlustigen Adels, erst spät im Norden einwanderte und erst in der Kunst der Skalden zum obersten Gott erhoben wurde.[6]) Über den nordischen Thor fließen uns auch reichliche Nachrichten, so daß wir uns von seiner Erscheinung und seiner Geltung ein ziemlich deutliches Bild zu machen vermögen, während wir von dem deutschen Donar nur eine dürftige und unvollkommene Vorstellung erhalten. Als Bekämpfer der Riesen ist er selbst von riesischer Natur, der stärkste der Götter und zwar auch nach deutscher Vorstellung.[7]) Nach Dahn, Walhall, S. 86, hat das Germanentum in Donar seine besten Eigenschaften wie auch seine schwachen Seiten verkörpert und selbst in der äußeren Erscheinung des Donar, in seiner Riesenkraftnatur, sieht Dahn ein Abbild deutscher Züge: „Auch das Plumpe, Ungeschlachte und Ungefüge, das dem

1) Vergl. bei E. H. Meyer, Germanische Mythologie, 1891, S. 208 die treffende Charakteristik Adams v. Bremen: Thor praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena et fruges gubernat.

2) Vergl. E. H Meyer, a. a. O., 206.

3) Vergl. W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, 1895, S. 245, in dem Abschnitt über Donar bei den Deutschen.

4) Vergl. Golther, a. a. O., 243.

5) Vergl. E. H. Meyer, a. a. O., 215, 206.

6) Vergl. Golther, a. a. O., 244, 256.

7) Vergl. Golther, a. a. O., 244 in dem Abschnitt über Donar bei den Deutschen: „Donar ist der stärkste und tapferste der Götter." — Vergl. auch Meyer, a. a. O., 204 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

germanischen Bauer anhaftet und seine gewaltige Kraft zuweilen ratlos erscheinen macht, die Unbeholfenheit der Glieder und der Seele spiegelt sich in seinem Gott."

Das tiefe Eingreifen des Donar in das Gesamtleben des Volkes erklärt es, daß auch in Deutschland die Spuren seines Kultus häufig sind.[1]) Die Sagen von Donar dagegen zeigen in Deutschland minder altertümliches Gepräge und lassen sich auch an Zahl mit den nordischen bei weitem nicht vergleichen. Das innige Verhältnis, in welchem das friedliche und wirtschaftliche Leben zu dem Kultus des Donar stand, macht es auch begreiflich, daß bei der Bekehrung das nordische und das deutsche Volk von keiner Gottheit, der es geopfert, so schwer lassen konnte, als vom Gott der Kultur. Es dürfte auch gestattet sein zu glauben, daß die christliche Kirche im Anfange ihrer Missionsthätigkeit die dem Donarkultus entsprossenen Lebensformen mit besonderer Nachsicht und Schonung behandelte. Sie mußte froh sein, wenn es ihr zunächst gelang, den Glauben an die Macht der alten Götterwelt zu erschüttern und den Samen der neuen Lehre in die Herzen zu senken. Es würde den Bekehrungsversuchen ein ungleich größerer Widerstand entgegengesetzt worden sein, wenn sie von vornherein in Verbindung mit der Absicht aufgetreten wären, die alte Sitte, den alten Brauch im christlichen Sinne umzugestalten. Noch viele unserer heutigen Sitten und Gebräuche können, obwohl sie mit christlichen Gedanken allmählich sich erfüllt haben, ihren heidnischen Ursprung nicht verleugnen.

Wie der Donnergott über die Kultur im allgemeinen waltet, so war er auch Schützer der höchsten Äußerung der wirtschaftlichen Kultur, des Verkehrs, soweit von einem solchen in heidnischen Zeiten überhaupt die Rede sein kann. „Als Gott der Brücken, der die Bergströme zähmt, verbindet er die Stämme und befördert den Verkehr . . . Vergessen wir aber einen Augenblick, was wir dem Christentum schulden, und denken uns neben dem anderer Götter Thors Dienst noch heute fortbestehend, so würde er es sein, dem wir Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und alle die Erfindungen zuschreiben würden, auf welche unsere Zeit ein Recht hat, stolz zu sein." Diese Auslassung Simrocks[2]) trifft, wenn sie auch den germanischen Donnergott meint, zunächst nur den Thor des Nordens und gründet sich auch auf jüngere nordische Lieder, aber da wir nach Golther auch den deutschen Donar als Beschützer von Leben und Eigentum, Recht und Frieden, also der Kultur überhaupt, kennen gelernt haben, so liegt in selbstverständlicher Konsequenz auch der Schutz des Verkehrslebens in sein Walten eingeschlossen.

Thatsächlich ist es auch überraschend zu finden, daß die Mehrzahl der örtlichen Spuren seiner Verehrung an Stätten haften, wo das Kulturleben in seiner höchsten Entwickelung, dem Verkehr, seine Wege und seine Mittelpunkte gefunden hatte, an Straßen, besonders da, wo mehrere sich kreuzten, an Grenzen, an Flüssen. Die Wege des Verkehrs und seine Mittelpunkte sind heute noch wesentlich dieselben, wie in den ältesten Zeiten. Der Grund für diese Erscheinung ist zu suchen in der Unveränderlichkeit der geographischen Verhältnisse, die von vornherein dem Verkehre feste Bahnen angewiesen haben. „Bedenkt man, wie stationär die großen Verkehrswege seit alter Zeit geblieben sind und, da sie sich an die Verhältnisse des unwandelbaren Bodens anschließen, auch zu allen Zeiten bleiben werden; bedenkt man, wie durch gewisse Gegenden seit einem Jahrtausend große Straßen gehen, weil ihr Zug von der Natur des Landes gewissermaßen vorgeschrieben und vorgezeichnet ist: so wird man kein Bedenken tragen, die Existenz und Benutzung der seit dem 10. Jahrhundert meist nur zufällig erwähnten Handelswege durch unsere Gegenden auch schon in früheren Zeiten anzunehmen, sobald sich nachweisen läßt, daß zwischen den Orten, welche sie miteinander verbinden, ein früherer Verkehr stattfand."[3]) Die allererste Möglichkeit eines Verkehrs boten aber in Zeiten, wo undurchdringlicher Urwald das Land bedeckte, die Flüsse und ihre Thäler. An ihrem Laufe sind daher auch die ersten Niederlassungen entstanden. Diese haben es, begünstigt durch die geographische Lage, rasch und dauernd zu einer höheren Entwickelung gebracht und so ist es gewiß kein Zufall, daß die überwiegende Mehrzahl der in der Geschichte ausgezeichneten Orte nnd der größeren Städte an Flußläufen entstanden sind. Hier zumeist auch finden sich Spuren des Donarkultus. Hier strömte das Volk an den festlichen

1) Vergl. Meyer, a. a. O., 30.
2) Vergl. Simrock, Mythologie, 4. Auflage, S. 234.
3) Vergl. H. Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig, 1861, S. 22.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tagen des Gottes zusammen zu Opfer, Spiel und Tanz und zu ernster politischer, gerichtlicher und geschäftlicher Beratung. Die festlichen Zusammenkünfte boten gleichzeitig die beste Gelegenheit zum Austausch der bescheidenen Produkte wirtschaftlicher Thätigkeit; hier stellten sich die fremden Händler ein, um vor den staunenden Blicken der Menge ihre begehrten Waren auszubreiten. Wenn wir später, in christlicher Zeit, sehen, wie die kirchlichen Feste der Ausgangspunkt für Jahrmärkte und Messen wurden, so ist das ein Vorgang, der schon in heidnischer Zeit sich in entsprechender Weise abgespielt hatte.

Was der von J. Grimm ausgesprochenen Vermutung, die uns beschäftigt, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verleiht, das ist sein Hinweis auf den Umstand, daß die Rolandssäulen auf diejenigen Gebiete Deutschlands beschränkt sind, deren Bewohner am spätesten dem Christentume zugeführt wurden. Es ist besonders wichtig, daß kriegerische Gewalt das Mittel dabei war. Der Groll, den die demütigende Niederlage, die erlittene Vergewaltigung und die dabei angewendete Grausamkeit in den Herzen der Sachsen zurückließ, war nicht dazu angethan, eine Gesinnung aufkommen zu lassen, die der lehrenden und das Alte austilgenden Thätigkeit der christlichen Priester bereitwillig gegenüberstand. Dazu kommt, daß keinem deutschen Stamme zähes Festhalten am Altüberkommenen, ein unbeugsamer, fast starrköpfiger Sinn in so hohem Maße eignet, wie dem niederdeutschen. Und wenn schon die Heilslehre Christi allmählich in die Herzen der trotzigen Sachsen Eingang fand — die besonders mit dem Donarkultus aufs Innigste verwachsenen Einrichtungen ihres Lebens, ihres Handels und Wandels, ihre Zusammenkünfte zu ernster Beratung, zum Gericht, zu Spiel und Tanz, zum geschäftlichen Verkehr, verteidigten sie mit Hartnäckigkeit gegen den umgestaltenden Einfluß der christlichen Kirche. Mehr noch als die Gesamtheit des Volkes, des Stammes, des Gaues, waren auf Erhaltung des Bestehenden die Gemeinschaften bedacht, in deren Mitte das Donarsheiligtum lag, das ihnen Ansehen, Einfluß und Gewinn verschaffte.

Wir dürfen uns wohl denken, daß bei dem Eindringen der Franken manches Bild durch heimliche Beseitigung vor der Zerstörung bewahrt, oder daß ein solches heimlich neu geschaffen[1]) wurde, wenn das ursprüngliche den Franken und Priestern verfallen war. Daß aber überhaupt Bilder des Gottes in dieser Zeit vorhanden waren, dieser Annahme widerspricht nicht die bekannte Stelle bei Tacitus, Germ. IX. Es darf nicht vergessen werden, daß die Nachrichten des Tacitus sich auf eine um 800 Jahre zurückliegende Zeit beziehen. Seine Darstellung läßt sich also nicht anwenden auf die Zeit des gesunkenen und gefallenen Heidentums. Bei Grimm, Myth. S. 86—99, ist der sichere Nachweis geführt, daß das spätere Heidentum Bilder der Gottheiten gehabt hat. Nach W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, 1895, S. 594 „mag vielleicht auch die irminsûl durch eingeschnitztes Götterbild zum Heiligtum, zum Idol geweiht gewesen sein.“ Ja, Tacitus selbst erwähnt Germ. XXXIV Herkulessäulen, die wir, da die ältere interpretatio Romana durchaus mit Herkules den Donar wiedergiebt[2]), ohne Bedenken auf den Donnergott beziehen und den Thorssäulen des Nordens an die Seite stellen dürfen.

So mag auch noch lange nach der Einführung des Christentums[3]) die alte Säule oder das Bild des Gottes, welches, der Vorstellung von seiner Erscheinung entsprechend, das Gepräge des Ungeschlachten und Riesenhaften[4]) trug, bei den festlichen und geschäftlichen Zusammenkünften, die sich von der altgewohnten Stätte nicht fortweisen ließen, in Heimlichkeit oder offenem Trotz als Wahrzeichen aufgestellt worden sein, um nach beendeter Versammlung bis zum nächsten Male in sicherem Versteck geborgen zu werden. Die Kirche, unter den ausnahmsweise schwierigen Verhältnissen, die sie im Sachsenlande vorfand, mit dem ersten Erfolge klug sich begnügend, mag wohl zunächst geduldet haben, was zu ändern ihre Macht nicht ausreichte. Das Weitere

1) Vergl. Sello, 2. Abh. 1890, S. 101, über die Rolandssäule in Obermarsberg. „An der Erneuerung der Säule, trotz der Zerstörung des heidnischen Fanums, darf man keinen Anstoß nehmen.“

2) Vergl. Germania ed. Schweizer-Sidler, 3. Aufl. 1879, Anm. zu Kap. 3, 9, 34; W. Golther, Handbuch d. germ. Myth., 1895, S. 243; E. H. Meyer, Germ. Myth., 1891, S. 187, 202; Simrock, Myth. 4. Aufl., 1874, S. 251; Wolf, Beitr. II, 107; Grimm, Myth. S. 302.

3) Vergl. oben Anm. 1.

4) Nach der bekannten Stelle bei Widukind von Corvei 1, 12 erinnerte das Bild der 530 errichteten Säule an Herkules. Vergl. Grimm, Myth. 91; Wolf, Beitr. II, 107.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überließ sie dem Einflusse der Zeit. Die Erinnerung an Opfer und Kultus verblaßte, und die Säule oder das Bild wurde, da nunmehr für die Kirche der Grund zum Einschreiten fortgefallen war, ein offenes Wahrzeichen der Ansiedelung als Stätte der Zusammenkunft zum Zwecke des Güteraustausches, der Beratung und der Festesfreude. Als die Ansiedelung sich zum Markte, zur Stadt auswuchs, fand das Wahrzeichen seine Aufstellung im Mittelpunkte des Verkehrslebens, auf dem Marktplatze.[1])

Es haben sich bereits mit unverkennbarer Deutlichkeit die Züge des Donnerers hinter dem Rätsel der Rolandssäulen abgehoben. Aber es bleibt uns noch ein wesentlicher Teil unserer Aufgabe übrig, nämlich, es wahrscheinlich zu machen oder zu beweisen, soweit es noch möglich ist, daß die Rolandsorte altheilige Stätten des Donarsdienstes gewesen sind.[2])

Es fragt sich, welche Mittel uns für dieses Vorhaben zu Gebote stehen. Auf unmittelbare Überlieferung müssen wir nahezu verzichten und sind zumeist auf mittelbare Zeugnisse hingewiesen. Unter diesen nennen wir zunächst die geographische Lage des Ortes und die Anziehungskraft, die er infolge derselben schon in den ältesten Zeiten für den Verkehr gehabt haben muß. Prähistorische Funde, obwohl sie nicht bloß an alten Kultstätten gemacht werden, sind hierbei nicht ohne Bedeutung. Sagen, die an den zu untersuchenden Orten haften, gestatten nicht selten eine Deutung auf eine bestimmte Gottheit. Alsdann ist es eine Beobachtung von ziemlicher Sicherheit, daß häufig Kultstätten zweier oder mehrerer Gottheiten in naher Nachbarschaft bei einander lagen.[3]) Läßt sich also die eine mit Sicherheit nachweisen, so gewinnen die Hinweise auf die andere häufig zu ihr gesellte an Beweiskraft. Dem Donar im besonderen schufen unsere Ahnen die Stätten seiner Verehrung in erhöhter Lage, auf Bergen, den Wolken zuweisend, dem Reiche seines segnenden Waltens. An diesen Bergen haftete der Name Donnersberg. Grimm hat deren eine größere Zahl gesammelt und findet Myth. S. 141, daß „wir mit völliger Sicherheit solche Bergnamen in Deutschland auf die Verehrung des einheimischen Gottes beziehen dürfen". Die christliche Mission, getreu dem von ihr beobachteten Verfahren, für das Neue in dem Alten Anknüpfungspunkte zu suchen, leitete die Verehrung des Donar mit besonderer Vorliebe hinüber auf den heiligen Petrus.[4]) So entstanden auf und an vielen der alten Donnersberge christliche Kirchen, die auf den Namen des heiligen Petrus geweiht wurden. Diese Donnersberge wurden zu Petersbergen.[5]) Der Umstand, daß der Verfasser in oder bei der Mehrzahl der Rolandsorte des Stammlandes Petersberge oder nachweislich alte Peterskirchen gefunden hat, von denen zum Teil sicher ist, daß sie bestimmt waren, der heidnischen Verehrung die Wurzeln abzugraben, hat zu dieser Untersuchung den Anlaß gegeben. Wenn nun auch, selbst wenn alle Indicien, auch in noch so günstiger und deutlicher Ausprägung, zusammentreffen, ein voller Beweis im Sinne der historisch-kritischen Geschichtsforschung bei den einzelnen Rolandsorten nicht geführt werden kann, so dürfte doch nicht ohne Belang für unser Bestreben der Umstand sein, daß bei fast keinem der vom Verfasser untersuchten Rolandsorte jene Indicien fehlen. Freilich muß auch bemerkt werden, daß das von uns gesammelte topographische, toponomische und Sagenmaterial durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Es hat uns an jeder Vorarbeit für die lokale Rolandsforschung in unserm Sinne gefehlt, und wir dürfen uns zu unserer Entschuldigung auf Sello berufen, der in seinen Schriften wiederholt die Notwendigkeit betont hat, daß die Lokalforschung der historisch-kritischen Behandlung der Rolandsfrage, obwohl diese schon über ein reichliches Material verfügt, weiter zu Hilfe kommen muß. So ist es uns auch nicht überall möglich gewesen, obwohl wir eine größere Anzahl der Rolandsorte im Stammlande aufgesucht haben, das gesammelte Material einer strengen kritischen Kontrolle zu unterwerfen.

Wie billig, beginnen wir unsere Wanderung bei demjenigen Rolandsort, der als solcher klassische Geltung erlangt hat, bei Bremen. Der älteste Teil der Stadt liegt am Rande der

---

1) Veränderungen des Standortes sind auch später noch ein gewöhnliches Vorkommnis. Vergl. Sello, 2. Abh., 1890, S. 73; Rietschel a. a. O., S. 228.

2) Die im Kolonisationsgebiet befindlichen Rolandsorte bleiben aus leicht ersichtlichen Gründen zunächst von der Betrachtung ausgeschlossen.

3) Vergl. Grimm, Myth., S. 95, 142; Wolf, Beitr. I, 85; II, 98.

4) Vergl. Grimm, Myth. 98; Wolf, Beitr. I, 81–88; II, 98, 99, 104, 105; Quitzmann, Heidnische Religion der Baiwaren, 1860, 66 ff.; Simrock, Myth. 270; E. H. Meyer, Germ. Myth., 219.

5) Wolf, Beitr. II, 25, 26, 104.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Düne zwischen Balge und Weser. Es ist wahrscheinlich, daß hier eine viel frequentierte Fähre war, da an dieser Stelle der Dünenzug auf dem rechten Weserufer zum letzten Male dicht an die Weser herantrat, und auch auf dem linken Ufer das höhere Land nicht allzufern war.[1]) In dieser Gegend liegt an der Domsheide der Dom zu St. Petri, die älteste Kirche in Bremen.[2]) Das älteste kirchliche Gebäude an der Stelle des Domes wurde von Willehad, dem ersten Bischofe, am 1. November 789 eingeweiht.[3]) Wenige Schritte westlich vom Dom steht vor dem Rathause der vielgefeierte Roland der Riese. Daß der Boden, auf welchem Bremen entstanden ist, heiliges Land war, wird nachzuweisen versucht von E. Dünzelmann in den Bremischen Jahrbüchern XIII (1886), S. 39 ff. Dünzelmann lehnt die sonst ausgesprochenen Ansichten ab, nämlich daß Bremen in vorchristlicher Zeit ein Fischerdorf gewesen sei, oder daß seine Bevölkerung Ackerbau getrieben habe. Es war ein wüster Ort auf der Dünenkette. Was hat die Franken veranlassen können, gerade an diesen Ort den Sitz eines Bischofs zu verlegen, entgegen den bekannten päpstlichen Vorschriften?[4]) „In Sachsen gab es keine Städte, wohl aber gab es Plätze, die wenigstens für kurze Zeit wiederholt große Menschenmengen aufnahmen, die Malstätten, die als Versammlungsorte zu religiösen, politischen und gerichtlichen Zwecken dienten. Schon die Erwägung, daß in dem wenig zugänglichen Lande hier am schnellsten in weiteren Kreisen die neue Lehre verbreitet werden könne, mußte die Geistlichen dahinführen, gerade die Malstätten aufzusuchen . . . Daß an die Opferfeste, die hier gefeiert wurden, sich politische und gerichtliche Verhandlungen anschlossen, sowie nicht minder ein gewisser Handelsverkehr, entspricht altdeutschen Gewohnheiten.“ Dünzelmann findet weiter in Straßennamen und anderen Ortsbezeichnungen „zahlreiche Spuren heidnischer Gottesverehrung, die nur des kundigen Mythologen harren, der sie verwerte“. In einer späteren Abhandlung, „Über die topographische Entwickelung der Stadt Bremen“, Br. Jahrb. XIV, kommt Dünzelmann auf dieses Thema zurück und bemerkt dazu, S. 27: „Die Bistümer in Sachsen sind, wie wohl allgemein zugegeben wird, von Karl dem Großen an Orten errichtet, welche bis dahin als heidnische Kultusstätten berühmt gewesen waren. Nicht minder darf es als ausgemacht gelten, daß diese Kultusstätten ihren Ursprung und ihre Bedeutung der günstigen geographischen Lage, d. h. dem Umstande verdankten, daß sie den Kreuzungspunkt zweier oder mehrerer Hauptheerstraßen bildeten.“ Auf S. 33 erwähnt Dünzelmann, daß die Aufgrabungen beim Bau der neuen Börse mehrere Urnen aus der Domsdüne zu Tage förderten, „zum sicheren Beweise, daß hier einst eine heidnische Begräbnisstätte gewesen ist.“ — Wenn nun die erste Kirche in Bremen, wie wir gesehen haben, dem heiligen Petrus geweiht wurde, so dürfte wenig Raum für einen Zweifel übrig bleiben, daß die von Dünzelmann vermutete Kultstätte ein Heiligtum des Donar war und daß die Kirche angelegt wurde, um seinen Dienst zu verdrängen und auf den heiligen Petrus hinüberzuleiten, auf dessen Legende so manche von Donar herrührende Züge übertragen worden waren.

Hamburg, die Nebenbuhlerin Bremens, hat auch einen Roland gehabt. Die Sage berichtet, daß die Hamburger, als sie im Jahre 1375 nach kaiserlichem Spruch unter die Herrschaft der Grafen von Holstein zurückkehrten, ihren Roland, den sie als ein Wahrzeichen ihrer Reichsfreiheit betrachteten, von der Brücke, welche noch die Rolandsbrücke genannt wird, ins Wasser gestürzt hätten.[5]) Diese Sage kann nicht richtig sein, da noch 1389 der Maler für das Anweißen des Rolandes und für die Verbesserung des Schildes und Fußes Geld erhielt.[6]) Bei Lappenberg, Hamburgische Rechtsaltertümer, Einl. S. VI findet sich die Notiz, daß in dem Petrikirchspiele an der alten Dingstätte der Roland gestanden habe. Wenn auch die an derselben Stelle gemachte Angabe über eine Erwähnung des Bildes im Jahre 1264 sich nicht als zutreffend erwiesen hat, so haben wir doch um so weniger Grund, an der Richtigkeit der Ortsangabe zu zweifeln, als die Gegend, in der die Petrikirche steht, und zwar auf einem Berge (an der Bergstraße), der

1) Vergl. F. Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, 2. Aufl. 1882, S. 50.
2) Wolf, Beiträge zur Mythologie, I, 83.
3) Vergl. F. Buchenau, a. a. O., 119.
4) Jaffé, Bibliotheca rerum germanicarum, III, 117: In sacris canonibus praecipimur observare, ut minime in villulas vel in modicas civitates episcopos ordinemus, ne vilescat nomen episcopi.
5) Vergl. Zöpfl, a. a. O., 191.
6) Vergl. Gaedechen, Hist. Topogr. von Hamburg, 1880, S. 29.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

älteste Teil der Stadt ist. Nach Gaedechen a. a. O. S. 8 „hatte sich im Innern des Petrikirchspieles bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ein Hügelgrab erhalten". Auch der frühere, „der Berg" genannte Platz, welcher an der Stelle des östlichen Teiles der jetzigen Rathausstraße lag, erhielt nach Gaedechen wohl ursprünglich seinen Namen von einem Hügelgrab, denn es befand sich später dort weder eine Anhöhe, noch war es der nächstgelegene höchste Punkt. Auf dieser Stelle, die unmittelbar neben der Petrikirche liegt, hat nach der einen der hierüber ausgesprochenen Ansichten[1]) der Roland gestanden. Wir entnehmen dem Werke von Gaedechen eine weitere unser Thema betreffende Betrachtung. Gaedechen schreibt S. 7: „Ohne Zweifel befand sich auf dem Platze des alten Hamburgs schon weit früher ein großer bewohnter Ort, denn die Lage an einem schiffbaren Nebenfluß der Elbe, an der Grenze der Geest und Marsch und an dem der Elbe zunächst liegenden Übergang der Alster mußte schon früh eine Niederlassung veranlaßt haben. Wahrscheinlich war der Ort aber auch der Verehrung heidnischer Gottheiten geweiht, denn die Erbauung einer christlichen Kirche und die Bevorzugung derselben lassen schließen, daß sich hier ein in besonderem Ansehen stehender Heidentempel befand." Eine Bestätigung für Gaedechens Vermutung haben wir in der Besprechung des neuesten Werkes über Hamburgische Topographie[2]) im Litt. Centralbl. 1898 Nr. 31 gefunden. Es heißt an dieser Stelle: „Hier, wo am Furtübergange über die Alster die alte Hammaburg stand, war früher wahrscheinlich die Stätte des gemeinschaftlichen Gottesdienstes und Kultus, wo die nomadischen Stämme ihr winterliches Julfest feierten, und die Mitteilungen des „Wendischen Chronikon" und der „Hamburger Chronik" über die Zerstörung dieses Gottesdienstes durch Karl den Großen hätten somit erneute Bestätigung erhalten." Von der Petrikirche verlautet, daß sie im Jahre 1195 dem Domkapitel überlassen wurde.[3]) Wenn wir nun bei Gaedechen a. a. O. S. 9 lesen, daß die nordöstliche Ecke des ältesten Stadtteils, die von der Petrikirche und ihrer nächsten Umgebung gebildet wird, schon frühe der Kirche und den Kirchendienern überwiesen gewesen zu sein scheint, vielleicht, weil diese Örtlichkeiten früher den heidnischen Priestern zuständig waren, so glauben wir aus dieser Notiz den Schluß ziehen zu können, daß die älteste Kirche von Hamburg, die im Jahre 811 geweiht wurde, eben die Petrikirche war.

Wir betreten das von Karl dem Großen zuerst unterworfene engerische Gebiet und finden hier die Rolandssäulen zu Brakel und Obermarsberg. Über die Berechtigung, die wir zunächst noch haben, auch Brakel als Rolandsort anzusprechen, ist zu vergleichen, was wir weiter oben hierüber geschrieben haben.

In Obermarsberg steht das gewöhnlich als Rolandsstatue bezeichnete Donatorbild am Eingange zum Kirchhof der Petrikirche, die von Karl dem Großen, als er sich im Winter 784 mit seiner Familie in Eresburg aufhielt, gegründet und im Jahre 799 vom Papste Leo III. geweiht wurde. Unzweifelhaft hat sich an dieser Stätte ein geweihter Mittelpunkt des engerischen Stammes befunden.[4]) Die uralte Wein- oder Kaiserstraße, die durch Oberhessen führt, nimmt ihre Richtung über Frankenberg, das Waldeckische und die Herrschaft Itter direkt auf das alte Marsberg.[5]) Daß die Errichtung der Kirche nicht sofort nach der Zerstörung des heidnischen Heiligtums vollzogen wurde, wie es bei der Donnereiche bei Geismar geschehen war, sondern erst 12 Jahre später, beweist nur, daß die heidnische Verehrung sich von der altgewohnten Stätte durch kein anderes Mittel hatte verdrängen lassen, so daß nur übrig blieb,[6]) eine Ableitung auf den dem Donar verwandten Petrus zu schaffen. Gewiß sind auch noch in späteren Jahrhunderten ähnliche Verhältnisse an anderen Orten die Ursache für die Gründung von Petrikirchen gewesen.

---

1) Vergl. Zöpfl, S. 195.
2) Hübbe, Beitr. z. Gesch. d. St. Hamburg, 1897.
3) Vergl. Gallois, Hamburgische Chronik, 1870, I. 15, 62.
4) Nach Caspari, Gesch. d. St. Niedermarsberg, 1884, S. 7 hält Gobelin Persona in seinem Cosmodromium, das mit dem Jahre 1418 schließt (v. Fürstenberg Monum. p. 98), Eresburg für gleichbedeutend mit: Mons venerationis, quod illuc e tota gente Saxonica quotidie sacrificandi, oracula petendi, votaque solvendi causa multi confluerent.
5) Vergl. W. Kolbe, Heidnische Altertümer in Oberhessen, 1881, S. 38.
6) ... ut quem locum cultura daimonum sordidaverat, christianae religionis veneratio emundaret, sagt der Verfasser der alten Lebensbeschreibung Karls des Großen, die Bischof v. Fürstenberg im Manuskript besaß, in Mon. Pad., 1714, p. 108. (Nach Caspari, a. a. O., S. 5.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist eine viel umstrittene Frage, ob die von Karl dem Großen auf dem Zuge im Jahre 772 zerstörte Irmensul in Eresburg selbst gestanden habe. Sehr deutlich spricht für diese Annahme die Stelle bei Thietmar, die von der Ermordung des Thankmar im Jahre 938 berichtet. Sie lautet bei Pertz V. 744: sed exercitus capta urbe ingressus juvenem praefatum usque in ecclesiam s. Petri ubi prius ab antiquis Irmensul colebatur, bello defatigatum depulit. Mit Entschiedenheit und mit guten Gründen ist Caspari in der Einleitung zu seiner Schrift über Niedermarsberg (1884) für Obermarsberg als Standort der Irmensäule eingetreten. Die Zweifel, zu denen die bekannte Stelle in den Ann. petav. bei Pertz I. 16 (Carolus perrexit in Saxoniam et conquisivit Eresburgum et pervenit ad locum, qui dicitur Ermensul) Anlaß gegeben hat, beseitigt Caspari durch eine Unterscheidung zwischen der Burg E. und dem Berg E. „Erst nachdem Karl der Große die beim Eingange auf dem Berge im Westen gelegene Burg erobert hatte und so auf den Berg gelangt war, konnte er bis zu der höher gelegenen Irmensul auf der Ostkuppe vordringen." (S. 15.) Diese Auslegung gewinnt bei einem Besuche der Gegend die höchste Glaubwürdigkeit. Die Petrikirche steht auf dem östlichsten Vorsprung einer nach drei Seiten jäh in das Thal der Diemel und ein Seitenthal derselben abfallenden Höhe. Die Lage ist eine solche, daß die Irmensul die ganze Gegend überragen mußte, und daß sie auf den Hochebenen auf beiden Ufern der Diemel ebensowohl gesehen wurde, wie im Thal des Flusses, das hier vollkommen grade gerichtet ist, in stundenweiter Erstreckung oberhalb und unterhalb von Eresburg. Den einzigen Zugang zu dem Heiligtum bot die Westseite, wo die Höhe der Petrikirche sich in die Hochebene abflacht. Auf dieser Seite war eine künstliche Verteidigungsanlage notwendig, und das war eben die Eresburg. Hier zeigt noch jetzt die Flurkarte des Ortes, 20—30 Minuten von der Petrikirche entfernt, die Bezeichnungen „In der Burg", „Am Hagen".

Die von Caspari verfochtene Ansicht, daß die von Karl dem Großen zerstörte Irmensäule in Eresburg gestanden habe, war früher die allgemein angenommene. Wenn wir sie gelten lassen wollen, und wir haben keinen Grund, dies nicht zu thun, so gewinnt für unsere Untersuchung die Frage Interesse, wie der Name Irmensul erklärt worden ist. Auch diese Frage hat zu lebhaften Controversen den Anlaß gegeben. Rudolf von Fulda teilt eine Deutung mit, indem er sich Transl. S. Alex. c. 3 bei Pertz II. 676 folgendermaßen über die Irminsul ausläßt: Truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Hier ist universalis die genaue Übersetzung des Wortes irmin-, das in Zusammensetzungen den Begriff verstärkt. Diese Deutung ist untadelhaft und vollkommen befriedigend und schließt die Annahme aus, daß in diesem Compositum das Bestimmungswort der Name des taciteischen Stammesheros Irmino sei, der nach Golther a. a. O. 209f. gleich Ingvio auf Tiu zurückführt. Nach Golther a. a. O. 594 „eignet der Irmensäule wohl dieselbe religiöse Bedeutung wie der nordischen Haussäule, der Hauptsäule des Hauses oder Tempels, die durch ein Götterbild geschmückt war. Der aufgerichtete Grundpfeiler, die Hauptsäule, vertrat vielleicht symbolisch den Tempel, der ursprünglich um den heiligen Baum, nachher um die hölzerne Hauptsäule gezimmert war".

Es ist aber auch angenommen worden, daß die Irmensul einer bestimmten der Hauptgottheiten geweiht gewesen sei, wobei nicht immer beachtet worden ist, daß, wie Grimm, Myth. 98 schreibt, „nicht in dem Ausdruck selbst liegt, daß die irmansûl einem einzelnen Gott geweiht war".[1]) Grimm selbst, der sich ursprünglich für Merkur-Wotan aussprach (Myth. 98), modifizierte später seine Ansicht dahin, daß der Herkules-Donar des Tacitus gegründetere Ansprüche habe (Myth. 303).[2]) Wir brauchen nur an die oben angeführte Stelle zu erinnern, wo er schreibt: „Und der westfälischen Irmensäule liegt die Vorstellung von der hessischen Donnereiche sicher ganz nahe, beide verwandelten die Bekehrer in Peterskirchen."

Einer anderen Gottheit läßt Golther die Irmensäule geweiht sein, von dem wir bereits weiter oben sahen, daß er (S. 594) annimmt, die Irmensäule sei durch eingeschnitztes Götterbild

1) Vergl. Simrock, Myth. 268. Auch Grimm hat im Gegensatz zu der Bemerkung auf S 98 weiter unten, auf S. 292f., den Versuch gemacht, zu beweisen, daß Irmin in Irmensul einen Gott bezeichnet habe, daß der Name der Säule ursprünglich Irmanes-sûl gelautet habe, und Irmin erst später in die Bedeutung des verstärkenden Praefixes übergegangen sei.

2) Vergl. Quitzmann, Die heidnische Religion der Baiwaren, 1860, S. 143.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Heiligtum, zum Idol geweiht gewesen. Er knüpft an, wie schon Andere vor ihm gethan haben, an den Namen der Eresburg und sagt S. 210: „Er ist gleich Tiu unter anderem Namen und die Irmensul muß (?) also auf den Himmelsgott bezogen werden.“ Zu dieser Behauptung enthält die Bemerkung auf S. 594, Anm. 2, daß nach der Auslassung Rudolfs von Fulda über die Irmensäule eine Deutung derselben als Säule des Irmin-Tiu ausgeschlossen erscheine, wohl nur einen scheinbaren Gegensatz; damit will Golther bloß hervorheben, daß aus dem Namen Irmensäule selbst eine Deutung auf eine bestimmte Gottheit nicht herauszulesen ist. Auch aus Golthers Angabe über den Standort der Irmensul, die S. 594 mit den Worten gemacht ist: „Im tiefen Wald, wohl im Osning, im heiligen Götterhain, ragte die Säule auf . . . Später wurde an ihrer Stelle eine Peterskirche gebaut“, wollen wir keinen Einwand gegen Golthers Deutung der Irmensul auf Tiu entnehmen; der Osning streicht eine gute Zahl Stunden nordöstlich von der Eresburg, aber Golther scheint hier mit Grimm S. 97 diesem Namen eine weitere Ausdehnung zu geben. Zudem zeigt die Angabe von der Gründung der Peterskirche, daß Golther wirklich Eresburg meint. Aber eben die Peterskirche giebt uns ein Recht, Golthers Deutung auf Tiu abzulehnen. Nach Thietmars unzweifelhaftem Zeugnis wurde diese Kirche an der Stelle gegründet, wo vorher die umgestürzte Irmensäule gestanden hatte, die Eresburg lag aber $^1/_2$ Stunde von dieser Stelle entfernt. Der Umstand, daß an Stelle der Donarseiche bei Geismar gleichfalls eine Petrikirche gegründet wurde, in Verbindung damit, daß noch sonst zahlreiche Anzeichen dafür sprechen, daß Petrus dem Donar nachgefolgt ist, gestattet uns daran festzuhalten, daß die Irmensäule ein Weihtum des Donar war. Die Eresburg selbst dagegen, die unverkennbar zum Schutze der Irmensul angelegt worden war, ist auf Grund ihres Namens[1]) als ein Heiligtum des Tiu anzusehen. Eine Bestätigung für diese Trennung enthält das Scholion zum Jahre 1145 der Corveier Annalen[2]): Aris qui urbis meniis insertus quasi dominator dominantium, et Ermis, qui et Mercurius, mercimoniis insistentibus colebatur in forensilibus. Hier ist ganz deutlich, daß Aris den Eru oder Er meint, dessen Bild als Wahrzeichen an der Mauer der Burg stand, der er den Namen gab.[3]) Wie nun schon Widukind von Corvei in der bekannten Stelle I. 12[4]), wo er über die Irmensäule berichtet, welche 530 die Sachsen nach dem Siege über die Thüringer errichteten, den Namen der Irminsäule auf „Hirmin vel Hermes“ bezieht, so hat auch der Scholiast aus diesem Namen (Rieger bemerkt, nach itacistischer Aussprache) einen Ermis herausgelesen, nur hat er besser gewußt, wie Hermes auf lateinisch heißt, indem er es mit Mercurius übersetzt, während Widukind das von ihm für lateinisch gehaltene Hermes verkehrt in ein griechisches Mars übersetzt.[5]) Der Mercurius erscheint also bei dem Scholiasten rein sprachlich durch das Medium des von ihm aus Irmin erschlossenen Hermes, und wir haben mit Simrock 269 anzunehmen, daß die Deutung des Scholiasten auf Merkur-Wotan rein sprachlich und nicht sachlich sei. „Das Zeugnis des Scholiasten schließt mithin Tiu aus, von dem die Stadt benannt war, spricht aber keineswegs gegen Donar, auf den vielmehr die an der Stelle errichtete Peterskirche deutet.“[6]) Ist also das, was der Scholiast über Ermis-Mercurius sagt, auf Donar zu beziehen, so gewinnt seine Angabe, nämlich „mercimoniis insistentibus colebatur in forensilibus“, für unsere Arbeit eine ganz besondere Bedeutung. Wir haben in derselben ein Zeugnis dafür zu erblicken, daß die Irmensäule außer anderen Bedeutungen auch die eines Wahrzeichens des Verkehrs hatte. Es könnte eingewendet werden, daß der Scholiast diese Angabe rein aus dem Namen Mercurius abgeleitet habe. Sie muß aber auf sachlicher Beobachtung beruhen, denn die daneben stehende Angabe über die Aufstellung des Tiubildes an der Mauer der Burg verrät Kenntnis der Örtlichkeit und der Verhältnisse. Vielmehr werden

1) Vergl. Grimm, Myth. 167.
2) Nach Rieger in Haupts. Zs. XI. 182.
3) Vergl. Rieger a. a. O. 183 und Anm. 1.
4) Mane autem facto ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem, loco Solem quem Graeci appellant Apollinem. Ex hoc apparet aestimationem illorum utcumque probabilem, qui Saxones originem duxisse putant de Graecis, quia Hirmin vel Hermes graece Mars dicitur ..... Nach Grimm, Myth. 91, 292.
5) Vergl. Rieger a. a. O., 183.
6) Vergl. Simrock, Myth. 270.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir uns umgekehrt denken müssen, daß den Scholiasten seine Bekanntschaft mit der Bedeutung, welche die Irmensul für den Verkehr hatte, darin sicher machte, daß er das von ihm aus Irmin erschlossene Ermis mit Mercurius richtig übersetzte.

Entgegen der Ansicht, daß die von Karl dem Großen zerstörte Irmensul in Eresburg gestanden habe, hat im Jahre 1580 Reinerus Reineccius die Hypothese aufgestellt, daß der Brunnen, in welchem Karl der Große das Wasser fand, der Bullerborn bei Altenbeken im Osning sei. Im weiteren Verfolg dieser Hypothese ist die in der Nähe des Bullerborns, von diesem allerdings durch einen Höhenzug getrennt liegende Iburg im Kreise Höxter als Standort der Irmensul bezeichnet worden. Außer verschiedenen Anderen ist Giefers[1]) für diese Ansicht eingetreten. Was bei dieser Ansicht für uns von Bedeutung sein könnte, das ist der Umstand, daß bei der Iburg eine aus Karls des Großen Zeiten stammende Petruskapelle stehen soll, deren Fundamente noch erhalten sein sollen.[2]) Vielleicht ist es möglich, die Petruskapelle auf der Iburg in unserem Sinne in Beziehung zu setzen zu der Rolandssäule in Brakel, für die wir, auch durch Nachforschungen an Ort und Stelle, andere Donarsbeziehungen nicht haben auffinden können. Freilich sind wir bei diesem Versuche lediglich auf Vermutungen angewiesen. Die Stadt Brakel liegt zwei Wegstunden östlich von der Iburg.[3]) Es haben zwischen den beiden Örtlichkeiten zeitweise die engsten Beziehungen stattgefunden. Im 12. Jahrhundert wurde die Iburg Hermann von Brakel übertragen, und sie blieb bei seinem Geschlecht bis zu dessen Aussterben im Jahre 1437.[4]) Wir denken uns den Fall, daß der Verkehr, der ursprünglich an dem Donarszeichen bei der Iburg haftete, infolge wirtschaftlicher und politischer Ursachen sich von der Iburg weg- und nach dem aufblühenden Brakel hingezogen hatte, so daß das alte Wahrzeichen bei der Iburg gegenstandslos und wertlos geworden war. Diese Annahme als zutreffend vorausgesetzt, wäre es begreiflich, wenn die Herren von Brakel das alte Zeichen ihrer Stadt Brakel zugewendet hätten, um den ohnehin schon blühenden Märkten derselben ein erhöhtes Ansehen zu verleihen. Der Vorgang der Übertragung, der sich hier in friedlicher Weise und in freundlicher Absicht vollzogen hätte, hat sich an anderen Stellen nachweisbar im Wege der Gewalt und des Raubes abgespielt[5]), eine neue Bestätigung übrigens dafür, daß den Rolandsbildern eine höhere Bedeutung beigemessen wurde, als den nach Schröders Auffassung ihnen gleichwertigen Marktkreuzen, von denen etwas Ähnliches nicht berichtet wird.

Was wir über die Rolandssäule zu Brakel und ihre Beziehung zu der vermuteten Donarsstätte an der Iburg gesagt haben, ist, wir wiederholen es, lediglich eine Hypothese, der allerdings ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist. Sie könnte weiteren Rückhalt gewinnen, wenn die Annahme zweier Irmensäulen im engerischen Gebiet, der einen in Eresburg, der andern im Osning am Bullerborn oder bei der Iburg, als zutreffend nachgewiesen werden könnte. Diese Annahme hat sich Simrock (S. 268) zu eigen gemacht nach Rieger in Haupts Zs. VI. 182. Auch E. H. Meyer, Germ. Myth., 1891, S. 83 unterscheidet, außer der 530 bei Scheidungen errichteten, die Irmensul am Bullerborn und die von Eresburg. Wenn an jedem der beiden Orte, die eine aus Karls des Großen Zeit stammende Petrikirche haben oder hatten, eine Irmensäule gestanden hätte, dann würde allerdings die Annahme, daß die Irmensäule ein Donarsheiligtum war und die weitere, daß die Rolande von Marsberg und Brakel zu den beiden Irmensäulen in Beziehung stehen, die eine durch die andere eine außerordentliche Befestigung erlangen.

Bei allem, was über die Irmensul an der Iburg und die Möglichkeit einer Beziehung derselben zur Rolandssäule in Brakel ausgeführt worden ist, galt die Voraussetzung, daß die An-

---

1) 36. Bd., 2. Abt. d. Zs. f. vaterl. Geschichtskunde.

2) Vergl. Dr. Kneebusch, Führer durch Westfalen, S. 72.

3) Vergl. E. H. Meyer, Programmabhandlung über Roland, S. 18: „Nicht weit von Brakel lag ja nun auch die geschichtlich denkwürdigste Irminsäule, das Nationalheiligtum der Sachsen."

4) Vergl. Dr. Kneebusch, a. a. O., S. 72.

5) Vergl. bei Zöpfl S. 275 die Mitteilung über die Herkunft des Rolandes in Neuhaldensleben, den die Bürger dieser Stadt den Einwohnern des Ortes Hechlingen geraubt haben sollen, und S. 260 über den Versuch, welchen 50 Torgauer Bürger machten, den Roland zu Belgern nach ihrer Stadt fortzuführen. — In diesem Zusammenhange dürfte auch die bei Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 248 mitgeteilte Sage vom Dorfe Irmenseul bei Alfeld von Interesse sein. Diese Sage berichtet, daß unweit der sogenannten Teufelskirche, an einer Quelle, die von Karl dem Großen zerstörte Irmensäule gestanden habe. Später sei sie nach Hildesheim gebracht worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichten das Richtige treffen, welche entweder die von Karl dem Großen 772 zerstörte Irmensul nicht in Eresburg, sondern am Bullerborn und der Iburg suchen, oder zwei Irmensäulen, sowohl an der Eresburg, als an der Iburg annehmen.[1]) Gegen diese Ansichten sind aber in der schon erwähnten Schrift von Caspari die triftigsten Gründe geltend gemacht worden. Caspari weist S. 11 darauf hin, daß in keinem Annalisten oder Schriftsteller vor Reineccius gesagt ist, daß die Irmensul nicht auf dem Eresberge gestanden habe und weiter, daß Karl erst im Jahre 776, als die Sachsen während seiner Abwesenheit in Italien sich empört und Eresburg belagert hatten, das Schloß Iburg und mehrere andere Schlösser und Burgen der Sachsen erobert habe. Es könne also die Iburg nicht der Standort der Irmensul gewesen sein. Ebensowenig kann aber nach Caspari, S. 12, der Bullerborn der Brunnen sein, in welchem Karl der Große das Trinkwasser fand. Caspari hat für seine Widerlegung die schlagendsten Argumente, welche zum Teil auf genauer Kenntnis der Örtlichkeiten beruhen. Der Verfasser muss hinzufügen, daß seine Kenntnis von der Petruskapelle auf der Iburg lediglich auf der Notiz im Führer durch Westfalen von Dr. Kneebusch beruht; es ist uns auch nur möglich gewesen, durch eine doch immerhin gewagte Annahme eine Beziehung zur Rolandssäule in Brakel herzustellen, wo Donarsbeziehungen uns abgehen, und so neigen wir in Übereinstimmung mit Sello, dessen Begründung allerdings darum nicht genügend war, weil über das Aussehen des „Kerlchens“ nichts Genaues bekannt ist, zu der Entscheidung, daß der Säule in Brakel die Rolandsqualität abzusprechen ist.

Von Westfalen führt uns unsere Wanderung nach dem Lande der Thüringe, welches nächst dem Sachsenlande am spätesten die Segnungen des Christentums empfangen hat.[2]) Hier finden wir drei Rolande in enger Nachbarschaft bei einander, zu Nordhausen, Neustadt unterm Hohnstein und Questenberg.[3]) Ganz besonderes Interesse erregt Questenberg als Rolandsort. Über dessen Beziehungen zur heidnischen Vorzeit haben wir reichliches Material gefunden in einem Schriftchen von Karl Meyer in Nordhausen über „die Burg Questenberg und das Questenfest“. Meyer hat auf dem Questenberg, der von einem uralten Wall und Graben umgeben ist, über seine ganze Fläche verstreut, hauptsächlich aber am Wall, schwarze gebrannte Urnenscherben und Spuren von Brand zeigende Knochenreste gefunden. Auch am Fuße des Questenberges sind mehrmals ganze Urnen gefunden worden. In der nächsten Umgebung sind noch zwei vorhistorische Wallburgen vorhanden. Aus dem Vorhandensein dreier vorhistorischer Wallburgen in so naher Nachbarschaft zieht Meyer den Schluß, daß Questenberg mit höchster Wahrscheinlichkeit in heidnischen Zeiten der hochheilige Mittelpunkt einer großen „Markgenossenschaft“, wie er sagt, gewesen sei, als deren letzter Rest die sogenannte „Landgemeinde“ anzusehen sei. Berühmt ist Questenberg, mehr noch als durch seinen Roland, durch sein Questenfest und seine Questensage. Die Questensage ist bekannt. Einen Zug daraus aber wollen wir hervorheben, weil er erkennen läßt, was mit dem Ausdruck „Landgemeinde“ bezeichnet wird. In der großen Freude über das Wiederfinden seines Lieblings, so berichtet die Sage, machte der glückliche Vater den 7 Gemeinden Questenberg, Wickerode, Kleinleinungen, Hainrode, Horla, Rotha und Breitenbach, die das Kind gesucht hatten, die „Landgemeinde“, eine große Fläche

---

1) Jellinghaus, Westfälische Ortsnamen, 1896, S. VI, nimmt eine zweite Eresburg an, die bei der Irmensul und dem Bullerborn bei Altenbeken gestanden habe.

2) Vergl. hierzu folgende Stelle aus J. Grimms Myth. S. 60: „Merkwürdig ist die ausdrückliche Beziehung auf Thüringen und Sachsen in folgender Stelle eines Gedichtes, das bald nach Beginn des 13. Jahrhunderts verfaßt worden zu sein scheint (Reinh. F. 302); der Wolf erblickt eine Geiß auf einem Baume und ruft aus:

ich sihe ein obez hangen
ez habe hâr ode borste
in einem heiligen vorste,
ze Düringen noch ze Sachsen
enkunde niht gewahsen
bezzer obez ûf rîse.

Gemeint sind doch wohl Opfertiere oder Erstlinge der Jagd, die im heiligen Wald an den Bäumen aufgehängt wurden? Entweder beruht die Erzählung auf älterer Grundlage, oder zu des Dichters Ohren war noch irgendwoher Kunde von heidnischen Opfern der Sachsen und Thüringer gelangt.“

3) Den ziemlich modernen Rolandsbildern in diesen drei Orten sind nach Sello, 2. Abh., 1890, S. 82, alte beglaubigte Statuen vorangegangen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nordöstlich von der Burg Questenberg, und den Rothaern besonders noch die „Fräuleinwiese“, auf welcher dieselben das Kind gefunden hatten, zum Geschenk. Ein Opferbrauch scheint in folgendem Zuge der Sage sich auszusprechen. Die Rothaer mußten versprechen, dem Pfarrer von Questenberg alljährlich am zweiten Pfingsttage vor Sonnenaufgang ein Brot mit vier Käsen zu liefern; so das versäumt wurde, sollten die Questenberger berechtigt sein, das beste Stück Rindvieh aus der Rothaer Herde zu nehmen; dasselbe müsse aber von ihnen auf der Weide geschlachtet und gebraten und an Ort und Stelle verzehrt werden. Eine besondere Merkwürdigkeit gehört zum Questenfest, welches alljährlich am dritten Pfingstfeiertage gefeiert wird. Es ist der Questenbaum, den man an diesem Tage aufrichtet. Früher geschah die Aufrichtung alle Jahre, jetzt geschieht sie nur noch dann, wenn der alte Questenbaum morsch geworden ist. Die Questenberger haben das verbriefte Recht, den dazu benötigten Eichstamm aus dem gräflich Stolbergischen Forste zu nehmen. Die Äste des etwa 12 ^{m} hohen Baumes werden derart gestutzt, daß von ihnen noch Stümpfe von etwa 2 Fuß Länge stehen bleiben. Dann wird durch Klopfen mit dem Axtrücken der Baum seiner Borke entblößt. Ein wagerecht an dem Baum befestigter Querbalken trägt den 3 ^{m} im Durchmesser großen Questenkranz, sowie an seinen Enden die zwei je $1\frac{1}{2}$ ^{m} langen Büschel oder Quasten aus Birkenreisig. Bei den Versuchen, die Irmen- und Rolandssäulen auf Tiu zurückzuführen, ist zum Beweise auch auf den Questenbaum mit seinem Kranze, der als Symbol der Sonnenscheibe aufgefaßt wurde, hingewiesen worden.[1]) Wie aber bei der Rolandssäule zu Brakel, welche bei diesen Versuchen gleichfalls als Beweis hat dienen sollen, sich ein Irrtum herausgestellt hat, insofern als die auf derselben ruhende Kugel den schon citierten Magistratsakten zufolge erst in diesem Jahrhundert nach dem Sturz des „Kerlchens“ aufgesetzt worden ist, um die Säule nach oben hin passend abzuschließen, so sind wir auch bei dem Questenbaum geneigt, eine andere Erklärung zu suchen und zwar Beziehung zu Donar anzunehmen, einmal, weil der gewählte Baum notwendig ein Eichbaum ist, und dann wegen des Querbalkens, der das Bild von Donars Hammerzeichen vollendet.[2]) Ferner sind aber überhaupt die Erinnerungen an Tiu in Ortsnamen, Sagen und Gebräuchen außerordentlich spärlich gesät. Zum Überfluß findet sich am Orte, eine halbe Stunde davon im Norden, im gräflichen Wald, am Forstort „Wüste Kirche“, unfern der „Heiligen Wiese“, ein Donnerberg.

Das Fest wird an einem Dienstag gefeiert. Dieser Umstand spricht allerdings zu Gunsten des Tiu, aber es darf nicht vergessen werden, daß in Thüringen und der Provinz Sachsen die Frühlingsfeste, die als Schützenfeste, Vogelschießen u.s.w. auf die Pfingstzeit verlegt worden sind, meistens am sogenannten 3. Feiertage, als dem bequemsten Tage, ihren Anfang nehmen. Es kommt noch ein anderes Moment hinzu, welches die Entscheidung zu Gunsten des Donar nahelegt: an zahlreichen Orten läßt sich eine Gesellung von Erinnerungen an Donar und solchen an eine weibliche Gottheit, sagen wir Holla, nachweisen. Spuren des Holladienstes sind bei Questenberg deutlich zu erkennen. In der Rolandspublikation des Berliner Geschichtsvereins heißt es S. 126 unter Berufung auf den Bericht über die 22. Jahresversammlung (1889) des Harzvereins: „Unten im Dorfe steht auf dem Kirchhofe eine hölzerne Rolandssäule, welche früher ihren Standort in der Nähe der Schule unter einer Linde neben dem „Kunkelsteine“ (der auf die spinnende

1) Vergl. E. H. Meyer, Programm über Roland, 1868, S. 16, 18, 22 und Götze, Geschichte der Stadt Stendal, S. 314.

2) W. Golther, Handbuch d. germ. Myth., 1895, sagt zwar S. 245: „Bestimmte Zeugnisse, daß der deutsche Donar mit dem Hammer bewaffnet war, fehlen.“ Damit soll aber gewiß nicht gesagt sein, daß das Hammerzeichen nicht auch deutsch sein könne und nur auf den Norden beschränkt gewesen wäre. — Grimm findet Myth. 151 in dem Worte „Hammer“ selbst ein Zeugnis für die Gemeinschaft des Mythus vom Donnergott zwischen Skandinavien und dem übrigen Deutschland. Vergl. auch Grimm, Myth., Nachtrag zu Seite 150. — Der Hammer ist nach E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 204 ein selten irre führendes Donarsmerkmal in jüngeren Hammersagen und -bräuchen. Nach Pfannenschmidt, Germ. Erntefeste 353, war das Kreuz den heidnischen Germanen als Thors oder Donars Hammerzeichen wohl bekannt. Auch nach E. H. Meyer, a. a. O. 58, 210, scheint außer dem Hakenkreuz, welches wahrscheinlich ein Symbol des indogermanischen Blitzgottes ist, das gewöhnliche Kreuz ein Zeichen des Donnergottes zu sein. — Vergl. Wolf, Beitr. I. 74, 75; Kuhn, Westf. Sagen, an vielen Stellen. — Ein Verzeichnis der umfangreichen Litteratur über den weltlichen Ursprung des Kreuzeszeichens steht bei Pfannenschmidt, a. a. O. 352 f., und Pfannenschmidt, Weihwasser, S. 214. — Vergl. auch die Abhandlung Schröders von 1890, wo er S. 30, Anm. 2, darauf hinweist, daß er den weltlichen Charakter des Markt- und Stadtkreuzes nachgewiesen habe in seiner Abhandlung über „Weichbild“ S. 318 ff. und in der Zs. f. Kirchenrecht, XXI, 397 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Göttin Holla oder Herke deutet) hatte. Hier wurde früher das Gericht über das Amt Questenberg gehalten." Am deutlichsten spricht die von K. Meyer mitgeteilte Sage von der weißen Jungfrau. Nach K. Meyer ist die Kirche des Ortes der Jungfrau Maria geweiht, der ja in Sage und Legende ein großer Teil vom Erbe der Holla zugewachsen ist. — Der Name des Forstortes, bei welchem der Donnerberg liegt, „Wüste Kirche", gestattet die Vermutung, daß einst eine Peterskirche sich daneben befand, die aber keine lange Dauer gehabt hat, so daß der Berg des Donar seinen alten Namen hat bewahren können. Auch vor uns schon hat Dr. F. Hoffmann in seinem Buche „Nachklänge altgermanischen Götterglaubens", 1880, S. 75, die Vermutung ausgesprochen, daß der Questenbaum, das Questenfest und der Roland in Questenberg auf einstige Verehrung des Donar zurückweisen.

In der alten Kaiserstadt Nordhausen steht auf dem Markte ein Roland. Unmittelbar über dem Markte, nach Süden zu, erhebt sich in der Stadt der Petersberg. Die stattliche Petrikirche, die denselben krönt, stammt zwar in ihrer jetzigen Gestalt erst aus dem Jahre 1334, aber schon 1220 befand sich auf dem Petersberge eine Kirche S. Petri,[1]) und es muß dieselbe um diese Zeit schon ein höheres Alter gehabt haben, denn anders läßt es sich nicht begreifen, daß schon 114 Jahre später ein Neubau nötig war. Wir werden sicher nicht fehlgehen, wenn wir ihre erste Gründung in die Zeit zurückverlegen, wo noch lebendige Donarserinnerungen an dem Berge hafteten, die es galt durch Errichtung des Petrusheiligtums unschädlich zu machen. In dieser Annahme werden wir dadurch bestärkt, daß vermutet wird, es habe sich auf dem Petersberge, sowie auf der umgebenden Fläche des „Hagens" (Hains) eine Opferstätte und Begräbnisplätze befunden.[2]) 1828 wurden auf der Höhe des Petersberges eine Anzahl verschieden geformter Gefäße und eine Menge Urnenscherben nebst tierischer Asche und einigen Knochen ausgegraben.[3]) Auch in Nordhausen scheint, wie in Questenberg, der Donarstätte ein Heiligtum der Holla benachbart gewesen zu sein. Im sogenannten Altendorpe, nördlich vom Petersberge und dem Markte, liegen gegenüber der Wiedigsburg die „Rosengasse", der „Rosengang" und die „Rosenmühle", deren Bestimmungswort zu der Vermutung berechtigt, daß es vermöge einer häufigen Übertragung[4]) sich herleitet von der Bezeichnung Rosengarten oder Rosenthal, welche vielleicht früher diese Gegend gehabt hat. Es besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß Örtlichkeiten mit dieser Benennung in einer irgendwie gearteten Beziehung, über die der Verfasser an anderer Stelle zu handeln gedenkt, zu heiligen Stätten der Holla stehen. Es sei hier nur mitgeteilt, was hierüber E. H. Meyer in dem Vortrag über die Rosengärten sagt, den er 1872 auf der Philologenversammlung in Leipzig gehalten hat. Es heißt in dem Bericht über die Verhandlungen dieser Versammlung S. 196: „Wenn Sie, meine Herren, ähnliche Ortsnamen älterer Zeit, wie Rosenau, Rosenfeld, Rosenhag, Rosenheim, Rosenwald, Rosenwinkel, näher ins Auge fassen, so werden Sie dieselben regelmäßig von alten Gräbern, von Namen und Sagen unserer Göttinnen Harke, Ostera, Holda, von Himmelreich und Hölle umringt finden"[5]) Die Lokalforschung in Nordhausen muß noch andere Gründe gehabt haben, an der bezeichneten Stelle ein Heiligtum der Holla anzunehmen: in geringer Entfernung von den oben erwähnten Rosenlokalitäten steht der 1858 angelegte Huldabrunnen, „so genannt nach einer sagenhaften Göttin Hulda, die in grauen Zeiten am Fuße dieser Berge gewaltet haben soll".[6])

In starker Häufung finden sich Momente, die nicht bloß auf eine Kultusstätte des Donar, sondern auch auf solche anderer Gottheiten hinweisen, bei dem Rolandsorte Neustadt u. H. Dieser Ort oder Marktflecken liegt an der alten Kaiserstraße von Nordhausen nach Quedlinburg,

1) Vergl. Lesser, Historische Nachrichten von Nordhausen, bearbeitet von E. G. Förstemann, 1860, S. 51.

2) Vergl. Lesser-Förstemann, a. a. O., S. 7.

3) Vergl. E. G. Förstemann, Urkundliche Gesch. d. St. Nordhausen, 1840, Nachtrag S. 3.

4) Vergl. weiter unten die Mitteilung über Neustadt, wo an der Stelle des 1372 erwähnten Rosenthals heute nur ein Rosenberg und Rosenteich zu finden sind.

5) Ein anderer Standpunkt in der Frage, wie der Ortsname Rosengarten zu erklären ist, wird eingenommen von Ed. Jacobs in „Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch", Neujahrsblätter Nr. 21, herausgeg. von der Historischen Kommission der Prov. Sachsen. 1897. — Wir hoffen auf Grund eines reichen Materials, das wir gesammelt haben, die auch von Uhland, Rochholz, Pfannenschmidt, Laistner u. a. geteilte mythologische Auffassung verteidigen und vertiefen zu können.

6) Vergl. Lemke, Führer durch Nordhausen, S. 30.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche die Spezialkarten bei ihrem Eintritt in das Harzgebirge mit „Alte Poststraße", in ihrem weiteren Verlaufe, bei Güntersberge, mit „Alte Heerstraße" bezeichnen. Unmittelbar über dem Standorte des Rolandsbildes in Neustadt erhebt sich der bewaldete Petersberg. Auf dessen Südseite liegen an seinem Fuße die Ruinen einer alten Petrikirche. Sie bestehen aus Resten der Grundmauer, die sich nur wenige Fuß aus dem umgebenden und drinnen befindlichen Acker- und Gartenland erheben. Auf der Ostseite liegt unter dem Petersberge die „Pfingstwiese", auf der Nordseite ein Flurstück mit dem merkwürdigen Namen „der rote Ueber". Im Nordosten stößt an den Petersberg der „Vaterstein". Auch dieser Name weist, wie „Petersberg", auf Donar zurück. Nach Grimm, Myth. 140, empfingen die dem Donar geheiligten Berge, der als ein väterlicher Gott aufgefaßt wurde und selbst auch Atli, d. i. Großvater, hieß, die Benennungen Etzel, Altvater, Großvater. So kann uns hier der „Vaterstein" als Bestätigung dafür dienen, daß der Petersberg auf Donar zurückweist.[1]) Am östlichen Abhang des Vatersteins liegen die „Brandhölle" und die „Große Himmelsstiege". Wenig weiter nach Südosten zu liegt der „Rosenberg"[2]), an seinem Fuße eine Wiese, der „Rosenteich" genannt. In dieser Gegend ist das „Rosenthal" zu suchen, welches schon 1372 erwähnt wird.[3]) Eine bei Kuhn u. Schwarz, Nordd. Sagen, S. 230, mitgeteilte Sage berichtet von einem Berge „Frauenruhe", der nach den Angaben der Sage in der Gegend des Rosenthals gelegen haben muß. An der Westseite von Neustadt liegt der sogenannte „Weinberg"[4]), ein kahler Felsen, wo kaum jemals Weinreben gestanden haben können und zufolge der Versicherung von Personen, die in der Geschichte des Ortes bewandert sind, auch nie gestanden haben. Es ist altes Herkommen, auf dem „Weinberg" die Osterfeuer abzubrennen. Im Norden von Neustadt, zwischen diesem und der Ruine Hohnstein, liegt der „Spielberg".[5]) — So haben sich bei diesem an einer uralten Straße liegenden Rolandsorte nicht bloß Hinweise auf frühere Donarsverehrung gezeigt, sondern es finden sich im ganzen Umkreise Lokalitäten, deren Namen es wahrscheinlich machen, daß Neustadt, gleich Questenberg, der religiöse Mittelpunkt einer größeren Gemeinschaft gewesen ist.

In Thüringen bleibt uns von den dort befindlichen Rolandsorten nur noch Erfurt[6]) übrig, die älteste Stadt Thüringens und seine Hauptstadt. Das Auftreten und Wirken des Heidenapostels Bonifazius in Erfurt liefert den unzweideutigen Beweis, daß sich hier eine uraltheilige Stätte der Thüringer, ein Mittelpunkt ihres religiösen Lebens befunden hat. Bonifazius selbst schreibt im Jahre 742 in dem Briefe an den Papst Zacharias, worin er bittet, das von ihm eingerichtete Bistum zu bestätigen, in folgenden Worten über Erfurt: in loco, qui dicitur Erphesfurt, qui fuit jam olim urbs paganorum rusticorum.[7]) Schon Karl der Große belieh 805 Erfurt mit der Stapelgerechtigkeit.[8]) Das eine der zwei von Bonifazius gegründeten Klöster lag auf dem Petersberg, den die heutige Stadt Erfurt im Norden, Osten und Süden umfaßt. Auf der Westseite des Petersberges liegt, nach Bindersleben zu, die Quelle „Petersbrunnen".[9]) Die Sage bei Gräße I. 346, „Von der Stadt Erfurt Namen und Ursprung", läßt trotz der sagenhaften Färbung des Geschichtlichen jedenfalls soviel erkennen, daß am Petersberge die erste und älteste Ansiedelung gelegen hat, aus der die Stadt hervorgewachsen ist. Noch deutlicher erscheint der Petersberg als der Anfang von Erfurt in einer Sage bei Witzschel, „Sagen aus Thüringen", I. 297.

Es hat sich gezeigt, daß keiner der vier Orte in Thüringen, von deren Rolanden die Rolandslitteratur berichtet, eines Berges entbehrt, dessen Name Beziehungen zum alten Gotte der

1) Der merkwürdige Umstand, daß zwei vermutliche Donarsberge, der Petersberg und der Vaterstein, so nahe beieinander liegen, findet sein Gegenstück bei Oberschönau am Rennsteig, wo sich an den „Petersberg" der „Donnershaugk" unmittelbar anschließt. Vergl. Grimm, Myth. 142 u. E. H. Meyer, Germ. Myth., 208.

2) Die Harzkarte von Linder verzeichnet hier den Namen „Rosinenberg".

3) Vergl. Ed. Jacobs, Rosengarten u. s. w., S. 47.

4) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., 1891, S. 57, 126.

5) Vergl. Simrock, Myth., 387.

6) Von der neueren Litteratur ist dem heutigen Bilde in Erfurt die Rolandsqualität abgesprochen worden. Daß wir nicht ohne Berechtigung Erfurt als Rolandsort beibehalten haben, wird weiter unten gezeigt werden.

7) Urkundenbuch der Stadt Erfurt, herausgeg. vom Stadtarchivar Dr. Carl Beyer. S. 1.

8) Urkundenbuch S. 2.

9) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 219.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kultur einschließt. Wir würden von Thüringen Abschied zu nehmen haben, wenn nicht an besonderer Stelle ein Roland im thüringischen Gebiet im weiteren Sinne genannt würde. Dr. F. Hoffmann erwähnt in seinem schon genannten Buche auf S. 69ff. eine Rolandssäule, die sich in dem Städtchen Langenberg bei Gera befunden haben soll. Es hat hier bis 1802 ein sogenannter „Frohntanz“ oder „Rolandstanz“ bestanden, zu welchem die umliegenden Ortschaften Frohntänzer zu entsenden hatten. Das Fest wurde ursprünglich am Pfingstmontage, später am Pfingstdienstage, zuletzt an der Pfingstmittwoch abgehalten und bedeutete eine große Feierlichkeit, die in Gegenwart des Landrichters und der Gerichtsschöffen, sowie der bewaffneten Macht Langenbergs sich abspielte. Seitdem der Tanz im Jahre 1802 aufgehört hat, ist ein bloßer Jahrmarkt, der auch in alten Zeiten damit verbunden war, übrig geblieben. Die Darstellung Hoffmanns läßt zwar einen eigentlichen Beweis für das frühere Vorhandensein eines Rolandsbildes in Langenberg vermissen; die Untersuchung ist hiermit auch auf ein Gebiet hinübergetreten, welches nicht mehr zum Stammlande im gewöhnlichen Sinne zu rechnen ist, obwohl es andererseits auch nicht weit von dessen Grenzen abliegt. Wir haben es aber dennoch nicht für unnütz gehalten, auf diese Angabe Hoffmanns einzugehen, weil auch hier merkwürdigerweise ein Petersberg sich befindet, und zwar bei dem zur Frohntänzerschaft gehörigen Orte Dorna. Diesen Petersberg haben wir erwähnt gefunden in der Leipziger Dissertation von Robert Arnold, „Die Christianisierung des Vogtlandes und der angrenzenden Gebiete“. Arnold schreibt S. 89[1]): „So befand sich auf dem Petersberge bei Dorna zuerst ein altgermanischer Opferplatz des Thor, dann ein sorbischer Götterhain, und an derselben Stelle gründeten Mainzer Missionäre später eine Kapelle St. Peters.“ Es erhebt sich hier die Frage, ob durch die Zeit der slavischen Okkupation hindurch Erinnerungen an die germanische Zeit sich erhalten haben können. Diese Frage ist schwer zu beantworten. Im allgemeinen dürfte sie verneint werden müssen. Für die Grenzgebiete aber, wo die slavische Okkupation später einsetzte und zeitiger ein Ende fand, möchten wir doch die Möglichkeit aufrecht erhalten, daß zurückgebliebene Reste der ursprünglichen Bevölkerung sich behaupteten und die alte Tradition forttrugen. Gerade die Verbreitung und das Vorkommen des Namens Petersberg verleiht dieser Annahme eine Stütze. Wir haben den Namen Petersberg, wohlverstanden für einen Berg, in keinem einzigen Beispiele im Königreich Sachsen und dem östlicheren Teile der Provinz Sachsen nachweisen können, von dem nahe an der Saale gelegenen Petersberg oder Lauterberg nördlich von Halle abgesehen, und auch in dem gesamten, weiter nach Osten und nach Norden sich erstreckenden Kolonisationsgebiete ist uns kein Petersberg bekannt geworden, außer dem Petersberg am gleichnamigen Dorfe bei Pinnow in der Nähe von Schwerin. Überdies darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Kolonisten, die doch wesentlich sächsischen Stammes waren, zu der Zeit, wo die Eroberung und die Kolonisation und zwar in den Grenzstrichen begann, noch stark von heidnischen Gelüsten erfüllt waren, die bloß der strengen Kirchenzucht des Heimatlandes entrückt zu sein brauchten, um sich beim Anblick des so viele verwandte Seiten aufweisenden Heidentums der Slaven wirksam zu bethätigen.

Die eben ausgesprochenen Gedanken lassen es statthaft erscheinen, wenn wir versuchsweise an dieser Stelle den zum Kolonisationsgebiete gehörigen Rolandsort Halle besprechen und die anscheinend an diesem Orte haftenden Erinnerungen an Donar sowie an die heidnische Zeit überhaupt aufsuchen. Halle ist schon in den allerältesten Zeiten infolge seiner Salzquellen ein Sammelpunkt der Bevölkerung, des Waren- und Marktverkehrs gewesen, wo friedliche Beschäftigung eine Stätte fand und höhere Kulturgewohnheiten sich entwickelten. Wie leistungsfähig der Handel in Halle schon in den ältesten Zeiten war, hat sehr hübsch Victor Hehn gezeigt in seinem Büchlein „Das Salz“, S. 3—6. — Auch in Halle gab es einen Petersberg, der, wohlgemerkt, nicht zu verwechseln ist mit dem oben genannten Petersberg, der 3 Stunden nördlich von Halle liegt. Der Petersberg in Halle lag an der alten Promenade, in einem Teile der Stadt, dessen höhere Lage über dem sumpfigen Flußthale vielleicht zuerst — von den Anlagen an den Salzquellen im Thale abgesehen — zur Ansiedlung eingeladen hat. Der Petersberg trug eine Petrikapelle und wird,

1) Arnold beruft sich auf Brückner, Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik, II. 89. — Welche Beweise Brückner für seine Behauptung hat, haben wir nicht feststellen können, da die von Arnold angeführte Stelle nichts über den Petersberg enthält.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleich dieser, schon frühe urkundlich erwähnt.[1]) Im Jahre 1884 mußten der Berg und die Kapelle dem Neubau des Theaters weichen. Wolf weist in den Beiträgen I. 84 hin auf die bei Kuhn und Schwarz, S. 206, über diesen Petersberg mitgeteilte Sage und bemerkt, daß eine große Knochenmenge da gefunden wurde.[2]) Auch die bei Gräße, I. 322, abgedruckte Sage vom Teufelssteine vor der Mühle im Vorwerk Gimritz (im Westen an der Hallischen Stadtgrenze), den der Böse nach der Kapelle auf dem Petersberg geschleudert hat[3]), ist nach Lage der Örtlichkeiten auf diesen Petersberg zu beziehen. In der Richtung nach dem nahe gelegenen Schlosse Moritzburg, an dessen Stelle ursprünglich die von Karls des Großen Sohne gegründete Burg Halla, das „Schwarze Schloß" des Volksmundes, gestanden hat[4]), sind zahlreiche Urnen gefunden worden, die im Provinzialmuseum zu Halle aufbewahrt werden. Beziehungen des Hallischen Rolands zum Heidentum können sich aussprechen in dem sogenannten „Frohntanz", der alljährlich vor diesem Bilde abgehalten wurde, bis ihn der Erzbischof im Jahre 1482 verbot. Nach Zöpfl, a. a. O., S. 148, hatte der Tanz seit unvordenklichen Zeiten stattgefunden. Damit wird Zöpfl das Richtige getroffen haben, denn es ist nicht wohl denkbar, daß ein Volksfest von so ursprünglicher Frische sich erst dann entwickelt haben solle, als der Roland bereits als Sinnbild aller möglichen eingebildeten Gerechtsame in der kalten Umgebung eines städtischen Marktplatzes Aufstellung gefunden hatte. Solche Feste weisen meist in ein sehr hohes Altertum zurück und wurzeln zum Teil im heidnischen Opferbrauch. Es erscheint auch wenig glaubhaft, daß dieses Volksfest, die Entstehung der Rolande um 1300 angenommen, sich so rasch ausgelebt haben sollte. — Auch in Halle finden sich, wie in Questenberg, Nordhausen und Neustadt in der Nähe des mutmaßlichen Donarsheiligtums Erinnerungen an die Göttin Holla. Wenig nördlich von der Stelle des früheren Petersberges liegt die „Gütchenstraße", die in ihrem Namen das Andenken fortträgt an die früher hier befindliche „Gütchengrube" oder den „Gütchenteich". An dieser Örtlichkeit haftet die bei Sommer[5]) Nr. 20 mitgeteilte Sage. Sie lautet: „Die in Halle geborenen Kinder stammen aus dem „Gütchenteich", der „Gütchengrube". Zu ihm kam einst bei Nacht eine Gräfin in schwarzer Kutsche gefahren und verschwand darin. Nach einigen ist er ohne Grund, nach anderen stand an dem Platze früher ein Schloß, welches in die Erde versunken und an dessen Stelle der Teich getreten ist. Bei hellem Wetter soll man noch jetzt die Turmspitze des Schlosses in der Tiefe schimmern sehen." Zu dieser Sage bemerkt Wolf in den Beiträgen I, 164: „Der Name des Teiches kommt von den Gütchen, Güetel = Guoten, Holden, die dasselbe sind mit den Heimchen, welche wir in Perahtas Gefolge finden. Die Gräfin in schwarzer Kutsche aber ist die im Lande umfahrende Holda, die in den Teich entrückte, noch in seiner Tiefe in ihrem Schlosse wohnende."

Auch in Magdeburg scheinen Holla und Donar nebeneinander gewohnt zu haben. Der Name Magdeburg selbst enthält in seinem ersten Teile die Bezeichnung einer weiblichen Gottheit[6]), so daß Tilly daran dachte, der neuen Stadt, die er auf ihren Trümmern aufbauen wollte, den Namen Marienburg zu geben. Der Roland, welcher in der nordöstlichen Ecke des Alten Marktes stand, ist bei der Zerstörung der Stadt zu Grunde gegangen. Von seinem Standort aus führt die nicht sehr lange Marktstraße empor zu dem Petersberg mit der Petrikirche. Sichere urkundliche Nachrichten über die erste Gründung der Petrikirche aufzufinden, ist uns nicht gelungen.

Von Magdeburg begeben wir uns nach den beiden Rolandsstädten auf der Nordseite des Harzgebirges, nach Quedlinburg und Halberstadt. In Quedlinburg, der alten Kaiserpfalz, war die auf dem Berge über der Stadt thronende Schloßkirche in ihrem ursprünglichen Teile dem

1) sente Peteresberg. Vergl. Denkwürdigkeiten des Hallischen Ratsmeisters Spittendorf, ed. J. Opel. 1880. I. S. 29, Anm.

2) Nach den Neuen Mitt. d. Thüring.-Sächs. Ver. IV. 2, 129.

3) Vergl. Wolf, Beitr. II. 25: „Es ist nun eine merkwürdige Beobachtung, daß die Steinwürfe des Bösen vorzugsweise und fast ausschließlich solchen Kirchen galten, welche dem heiligen Apostel Petrus geweiht sind." Daraus, wie auch aus anderem, ergiebt sich für Wolf „klar die Richtigkeit der Analogie Petrus = Donar, der an diesen Orten gegen die Riesen = Teufel stritt, die ihm mit gewaltigen Felsblöcken zu Leibe rückten, aber gegen seine göttliche Kraft nichts vermochten".

4) Vergl. Hertzberg, Gesch. d. Stadt Halle, 1889. S. 17.

5) E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, 1846.

6) Vergl. Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates, I. 226; E. H. Meyer, Vortrag über die Rosengärten, S. 199.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heiligen Petrus geweiht. In dieser zum Teil noch erhaltenen Petruskapelle befindet sich das Grab ihres Stifters, des Königs Heinrich. Weiter werden Erinnerungen an Donar geweckt durch die im Nordwesten vor der Stadt liegenden Petersberge. In den Petersbergen, sowie in dem „Liebfrauenberge", der sich im Osten anreiht, sind die meisten Urnen und vorgeschichtlichen Altertümer gefunden worden, welche im Stadtmuseum zu sehen sind.[1]) Auch in Quedlinburg scheinen Erinnerungen an eine weibliche Gottheit nicht zu fehlen. Es knüpfen sich merkwürdige Sagen an den Brunnen des auf dem Münzenberge gelegenen Marienklosters. Als einst das Wasser des Brunnens überquoll und die Stadt zu ersäufen drohte, sei der Brunnen mit einem Brautbett verstopft worden. Andere erzählen, daß die Prinzessin, die auf dem Schlosse gewohnt habe, ihr Deckbett und Schimmelreitpferd in den Born geworfen und das Wasser damit gestillt habe. Unzweifelhaft ist Quedlinburg im Altertum der Mittelpunkt einer größeren Gemeinschaft gewesen. Es ist gewiß auch kein Zufall, daß gerade hier eine Königspfalz entstanden ist; wie die christliche Kirche ihre Hauptheiligtümer und Bischofssitze an Stätten gründete, die im Heidentum eine Rolle spielten, so scheint es auch, daß die Mehrzahl der Königs- und Kaiserpfalzen an altheiligen Orten entstanden sind. Die Flurkarte, von der ein vortrefflicher Abdruck dem Quedlinburger Urkundenbuch beigegeben ist, weist bedeutungsvolle Bezeichnungen in großer Zahl auf. Solche sind im Südosten „Jungfernstieg", „drei Jungfern", „Himmelreich" und „Hölle", im Süden und Südwesten „Drachenloch", „Teufelsgarten" und „Alte Burg".

Der Rolandsort Halberstadt ist schon sehr frühe, angeblich seit 804, Bischofssitz gewesen. Rings um die Stadt sind durch Ausgrabungen zahlreiche und interessante Spuren früherer Ansiedlungen und heidnischer Gottesverehrung zu Tage gefördert worden. In den „Klusbergen" werden Höhlen gezeigt, die als uralte, in den Felsen gehauene Wohnungen angesprochen werden. Am „Steinernen Mönch", nahe bei den Klusbergen, ist Urne bei Urne und eine überraschende Fülle von Altertümern gefunden worden. „Klus und Mönch sind in den frühesten Zeiten ganz unstreitig Opferstätten unserer Vorfahren gewesen."[2]) Auf der Ostseite der Stadt, am „Heinholz", sind im Jahre 1825 sehr viele Grabhügel aufgedeckt worden.[3]) Auch am „Lauseknüggel" oder „Lausehügel", am Wege nach Dernburg, hat man bei Ausgrabungen eine altgermanische Opferstätte entdeckt.[4]) Stärker noch sind im Innern der Stadt die Nachklänge des Heidentums in Namen und Sagen. Sie gruppieren sich um den Domplatz. Wie in Hildesheim auf dem kleinen Domhof alljährlich am Rosen- oder Totensonntag Laetare die Steinigung des Juppiter-Donar[5]) zum Andenken an die umgestürzte Irmensäule geschah, wobei der eingeführte Bär auf Donar weist[6]), so wurde auch zu Halberstadt an demselben Tage auf dem Domplatz ein hölzerner Kegel statt des Abgottes aufgesetzt und darnach geworfen. Da auch hier der Probst das dem Donar heilige Tier in öffentlicher Prozession umführte, so ist die Beziehung des Brauches zum Donnergott sehr wahrscheinlich.[7])

Eine Petrikirche scheint in Halberstadt nicht gegründet[8]) worden zu sein. Dafür aber hat es einen Donnerho gegeben. Derselbe wird erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1453, Nr. 977 des Halberstädter Urkundenbuches.[9]) Er lag nach der Angabe des Registers in der Feldmark der Stadt. Es würde also auch in Halberstadt, wie in Questenberg, der Berg des Donar bei seinem alten Namen geblieben sein, da er nicht durch den heiligen Petrus verdrängt wurde. Heute ist diese Bezeichnung nicht mehr vorhanden. Wenn die in jener Urkunde enthaltenen weiteren Ortsangaben der Lokalforschung gestatten, die genaue Lage des Donnerho festzustellen,

1) Vergl. den vorzüglichen Führer durch Quedlinburg, bei H. C. Huch in Quedlinburg, 1898, S. 86.
2) Vergl. Neue Mitt. d. Thür.-Sächs. Ver. 1840. IV. 4, 153.
3) Vergl. Kruse, Deutsche Altertümer, III. 118.
4) Vergl. Halberst. Blätter, 1823, Nr. 32, S. 81.
5) Juppiter ist die spätere interpretatio Romana für Donar. Vergl. W. Golther, Handbuch d. germ. Myth., S. 243 und besonders die ausführliche Anmerkung zu dieser Stelle. — Vergl. Grimm, Myth., S. 157 ff.
6) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 103 f. — Vergl. Sello, 2. Abh., 123, über eine vermutete aber von Sello nicht anerkannte Rolandsfigur in Hildesheim.
7) Vergl. Grimm, Myth., 653; Simrock, Myth., 251, 269; Sello, 2. Abh., 1890, 101.
8) Wolf, II. 25, giebt an, der Dom in Halberstadt sei dem heiligen Petrus geweiht. In Wahrheit ist er dem heiligen Stephanus geweiht, der eher auf Frô hinweist. Auch aus dem Namen der 1052 erbauten bischöflichen Residenz Petershof dürfte sich kaum die Existenz einer ehemaligen Petrikirche am Domplatz erschließen lassen.
9) dat velt hinter dem Donerho.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so verlohnt es sich vielleicht, einer Vermutung nachzugehen, die wir aussprechen wollen. Über der Stadt liegt im Osten derselben, sie überragend, der Bullerberg. Dieser Name ist im Urkundenbuch nicht enthalten. Nach der Erfahrung des Verfassers sagt das Volk in Sachsen und im Magdeburgischen „es bullert" für „es donnert". Wolf verweist in den Beiträgen I. 63 darauf, daß man in Holstein beim Heranziehen eines Gewitters sagt: dat leev wedder, dat bullerwedder kumt up und vergleicht damit ein friesisches blixbuller. Sollte das ältere Donnerho durch das neuere Bullerberg verdrängt worden sein, wobei der erste Teil von Donnerho verbal aufgefaßt wurde? — Von den Erinnerungen an die heidnische Zeit, die sich um den Domplatz gruppieren, sind weiter zu nennen: Der „Lügen- oder Teufelsstein", von dem man vermutet, es sei ein Opferaltar aus der Heidenzeit. Nach einer bei Kuhn u. Schwarz S. 159 und Gräße I. 97 mitgeteilten Sage hat ihn der Teufel auf den Dom hinabgeschleudert, als er erfuhr, daß der Bau, bei dem er mitgeholfen hatte, ein Gotteshaus werden sollte. Unmittelbar neben dem Dome steht die Martinskirche, die schon durch ihren Namen[1]), mehr aber noch durch die bei Kuhn u. Schwarz S. 157 mitgeteilte Sage vom Schimmelreiter[2]) frühere Wotansverehrung an ihrer Stätte wahrscheinlich macht. Am andern Ende des Domplatzes, neben der bischöflichen Residenz, liegt die Marienkirche, das älteste Bauwerk der Gegend. Der hinter ihr liegende „Rosenwinkel" läßt vermuten, daß die Marienkirche bei ihrer Gründung dazu bestimmt war, den Dienst der weiblichen Gottheit zu verdrängen.

Die alte Herzogsstadt Braunschweig hat einen Roland gehabt bis zum Jahre 1569.[3]) Braunschweig war schon in den ältesten Zeiten in hervorragendem Sinne ein Mittelpunkt des Verkehrs. Hier kreuzte sich die alte nördliche Handelsstraße vom Rhein zur Elbe und die große alte Handelsstraße, die von Hamburg und Lübeck nach Süddeutschland führte. Im Nordosten der Stadt finden wir am alten Petrithor eine Petrikirche. Sie ist erbaut an Stelle einer Petruskapelle, welche schon 861 gegründet worden sein soll.[4]) Die Lage der Petrikirche ist eine höchst charakteristische: Die sämtlichen Hauptstraßen der alten Stadt, etwa 12 an der Zahl, konvergieren nach diesem am Rande der Stadt gelegenen Punkt. So scheint es fast, als ob das „alte Petrithor" ursprünglich das einzige an der Westseite der Stadt gelegene gewesen sei, so daß aller Verkehr, der sich auf dieser Seite aus der Stadt hinaus und in dieselbe hinein bewegte, diese Stelle berühren mußte. Die mittelste von den 12 Straßen, „Hintern Brüdern" genannt, führt auf die alte Burg Dankwarderode zu, und hier, „in der Nähe des nach dem Weichbild des Sackes führenden Burgthors", scheint den bei Zöpfl mitgeteilten Nachrichten zufolge in urkundlicher Zeit das Rolandsbild gestanden zu haben. — Vor dem „alten Petrithor" auf dem andern Ufer der Oker zeigt der Stadtplan ein Rosenthal. Ob der Name alt ist, haben wir nicht ermitteln können. Auch die Lage der beiden „Gödebrunnen" in der Stadt, wo nach Kuhn u. Schwarz S. 469 die Kinder geholt werden, ist uns nicht gelungen festzustellen. Kuhn hält den Namen zu dem des Gütchenteiches in Halle, Wolf I. 164 zieht die Ableitung von „Frau Gode" oder „Frau Goue" vor, welche der Holla eng verwandt ist. — Da uns bei Braunschweig ein Petersberg fehlt und wir auch über den Ursprung der Peterskirche nichts Genaueres wissen, so wollen wir bei der späteren Zusammenfassung Braunschweig unberücksichtigt lassen.

Stendal, wo noch heute ein Roland von gewaltigen Dimensionen steht, lag schon in alter Zeit „an dem Kreuzungspunkt mehrerer großen, durch die Terraingestaltung vorgezeichneten Verkehrsstraßen, welche nicht bloß für den Verkehr der Märkischen Städte unter sich, sondern auch für die Verbindung mit den großen Straßen Norddeutschlands von Wichtigkeit waren".[5]) Im sogenannten „alten Dorfe", dem nordwestlichen und ältesten Teile der Stadt, liegt eine Petrikirche. Ob wir aus ihrem Namen eine Beziehung auf Donar ableiten dürfen, erscheint uns zweifelhaft; sie wird nicht vor 1285 genannt. Allerdings befindet sie sich schon kurz nach 1300 im Neubau und daraus könnte geschlossen werden, daß sie 15 Jahre vorher, wo sie zuerst erwähnt wird, ein höheres Alter gehabt haben müsse. Dem steht aber wieder entgegen, daß mit einiger Wahrscheinlich-

1) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 257; Wolf, Beitr. I, 38 ff; Simrock, Myth., 229; Quitzmann, Heidn. Rel. der Baiwaren, S. 37.
2) Vergl. E. H. Meyer, a. a. O., 237. ff, Wolf, a. a. O., 51, Simrock, a. a. O., 197, Quitzmann, a. a. O., 30.
3) Vergl. Zöpfl, a. a. O., 278.
4) Vergl. Dürre, Gesch. d. St. Braunschweig, 1860, S. 40. 491.
5) Vergl. Ludwig Götze, Urkundliche Geschichte von Stendal, 1873, S. 31.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit der Neubau infolge einer Feuersbrunst nötig geworden war. Merkwürdig ist auf jeden Fall, daß sich in der Nähe der Petrikirche, außerhalb der Stadt, eine Örtlichkeit des Namens Petersburg befindet, zu welcher dem Stadtplane nach aus der Gegend der Petrikirche ein Weg hinausführt. Es ist ein Vergnügungsort der Stendaler. Daß in diesem Namen „burg" das Grundwort ist und nicht „berg", braucht nicht unbedingt Anstoß zu erregen. Es ist nicht selten, daß in Ortsnamen die beiden Wörter vertauscht werden. Bei Wallendorf in Thüringen, nicht weit vom Rennsteig, liegt eine sogenannte Petersburg in der Nachbarschaft der Teufelskanzel, des Höllthales und des Höllbrunnens. Hier bezeichnet der Name lediglich einen Berg, wenigstens haben Erkundigungen die Auskunft gebracht, daß von einer früheren Burganlage auf dem Berge nichts bekannt sei. Es ist also immerhin möglich, daß die Petersburg bei Stendal, von der der Verfasser freilich auch nicht weiß, ob sie auf einem Berge gelegen ist, einem früheren Petersberg entspricht. Eine bei Ernst Weihe, „Die Sagen der Stadt Stendal", 1840, S. 163, mitgeteilte Sage giebt der Petersburg ein hohes Alter. Hiernach hätte König Heinrich im Jahre 920 bei Stendal auf dem linken Ufer der Ucht, unweit der jetzigen Petersburg ein Kastell erbaut und es zu Ehren des heiligen Petrus benannt. Die Wahrscheinlichkeit eines höheren Alters würde freilich fortfallen, wenn die in einer Anmerkung zu dieser Sage gemachte Angabe richtig ist, daß die Petersburg erst 1741 erwähnt wird. Dann würde eine andere von Weihe versuchte, zwar nicht besonders glaubhafte Ableitung gewinnen, die den Namen Petersburg darauf zurückführt, daß ein russischer Offizier sich hier einen Landsitz gegründet habe. Die Nachbarschaft der Petrikirche bleibt dabei immer auffällig. Verläßliche Angaben über diese Frage haben wir in der Lokallitteratur nicht auffinden können.

Der Rolandsort Gardelegen[1]) ist der einzige Ort, bei welchem außer an der Harzburg der sogenannte Krodo der Volkssage verehrt worden sein soll.[2]) Hohes Interesse beansprucht eine Sage, die Gräße I, 198 nach Beckmann und Temme mitteilt. Sie hat die Überschrift „Die alte und die neue Stadt Gardelegen" und lautet in ihrem Anfange: „Die Stadt Gardelegen hat vormals nicht an dem Platze gelegen, wo sie jetzt liegt, sondern eine gute Strecke davon, nahebei, wo jetzt die „Isenschnibbe" liegt.[3]) Hier hat noch vor 300 Jahren ein altes steinernes Kreuz gestanden, an welchem eine unleserliche Inschrift gewesen. Zu demselben, welches dem heiligen Petrus zu Ehren soll aufgerichtet gewesen sein, ist damals alle Jahre am Sonntag Exaudi die ganze Stadt mit Singen und Spielen in einem großen Aufzuge herausgefahren und -gegangen und hat sich sonderlich lustig gemacht." Exaudi ist der Sonntag, der auf den Himmelfahrtsdonnerstag folgt. Dieser ist gleich dem Gründonnerstag einer der festlichen Tage des Donar[4]), an welchem in Sage und Brauch zahlreiche Erinnerungen an den alten Gott haften. Wie bei anderen christlichen Festen offenbar ist, z. B. beim Johannisfest und beim Weihnachtsfest, so hat vielleicht auch hier die christliche Kirche es betrieben, daß das alte, dem heidnischen Kultus entsprungene Frühlingsfest um ein paar Tage über den eigentlichen, ursprünglichen Tag desselben hinausgerückt wurde. Um ein Frühlingsfest[5]) hat es sich unzweifelhaft bei diesem festlichen Auszuge aus der Stadt mit Singen und Spielen gehandelt. Es ist schwer, einen Vergleich abzuweisen mit dem, was wir oben über das Questenfest und den Questenbaum als mutmaßlichen Nachfolger von Donars Hammerzeichen gesagt haben. — Einen Petersberg haben wir in Gardelegen oder in dessen nächster Umgebung nicht entdecken können. Es findet sich hier ein solcher nur in der weiteren Umgebung, 2½ Stunden von Gardelegen nach Norden, südwestlich von Calbe an der Milde. Eine Übertragung wie bei Brakel anzunehmen, die doch etwas Gewagtes hat, dürfte hier deshalb nicht wohl angängig sein, weil schon das Petruskreuz mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß Gardelegen selbst heilige Statt gewesen ist. Erleichtert freilich würde anderseits eine solche Annahme durch die Angabe der Sage, daß die Stadt früher weiter nach Norden gelegen habe. Auch bestand, zwar auch nur der Sage nach, zwischen Gardelegen und Calbe

1) Der Roland hat bis zum Jahre 1727 gestanden.
2) Vergl. Schiffner, Litteraturblatt, 1828, S. 173; Grimm, Myth., 171, Anm. 1.
3) Etwa eine halbe Stunde nördlich von Gardelegen.
4) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., S. 215ff.
5) Vergl. Rochholz, Alemannisches Kinderlied, S. 480, über die Feste des Frühlingsgottes Donar; E. H. Meyer Germ. Myth., S. 216ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine gewisse Verbindung insofern, als die in Calbe ansässigen Herren von Alvensleben Gerichtsherren über einen Teil der Stadt Gardelegen waren.[1])

Es bleiben von den Orten im Stammlande, wo nach der herkömmlichen Liste Rolande bezeugt sind, nur fünf zur Besprechung übrig.[2]) Hier sind unsere Nachforschungen entweder ohne den gewünschten Erfolg geblieben, oder wir haben solche überhaupt nicht anstellen können, da es uns nicht gelungen ist, die erforderlichen Unterlagen zu beschaffen. Doch entbehren auch die meisten dieser fünf Orte nicht eines gewissen in unserem Sinne bedeutsamen Interesses.

Vom Rolande in Calbe a. d. Saale wird bei Kuhn u. Schwarz, S. 138, folgende Sage mitgeteilt: „Nicht weit vom „Mägdesprung" bei Grizehna liegt ein großer Stein, den soll der Calbesche Roland in seinem Schuh dorthin getragen haben. Wie er nämlich einmal des Weges kömmt, drückt ihn etwas in seinem Schuh, da zieht er ihn aus, um den Kies auszuschütten und da ist's dieser Stein gewesen. Drum hat er ihn zum ewigen Andenken dort liegen lassen." Grimm erwähnt Myth. 448 mehrere ähnliche Sagen, welche von Riesen oder dem „großen Christoph", vielleicht gleich Petrus einem christlichen Nachfolger des Donar, berichtet werden. Der Calbeschen Sage vergleichbar ist die vom Könstein bei dem Rolandsort Halberstadt.[3])

Mancherlei Sagen und Bräuche haften am Roland zu Bramstedt in Holstein.[4]) Noch heute besteht der sogenannte Rolandstanz, der alljährlich am Dienstag nach Pfingsten von einer „Gilde" genau bei Sonnenuntergang abgehalten wird. Auch war es alter Brauch, daß jede Braut, die von einem fremden Orte nach Bramstedt verheiratet wurde, samt ihrem mitgebrachten Brautgute erst dreimal um den Roland gefahren wurde, ehe sie in das Haus ihres zukünftigen Ehemannes einzog. In diesem Hochzeitsbrauch eine Beziehung zu Donar zu vermuten, dürfte nicht für gewagt ausgelegt werden. Donar-Thor ist Gott der Hochzeit und der Ehe, sicher im skandinavischen Norden, wo sein Hammer zur Weihe der Braut diente[5]), sehr wahrscheinlich aber auch in Deutschland. Es ist auf die Runeninschrift der etwa aus dem 7. Jahrhundert stammenden Nordendorfer Spange zu verweisen (Loga þore Wodan, wigi þonar = Die Heirat ersiege, Wodan! weihe Donar!). Die Spange ist vielleicht selbst als ein Hochzeitsgeschenk anzusehen.[6]) Wohl in ganz Deutschland gilt heute noch der Donnerstag für den glückverheißendsten Tag, wie zu jeglicher Unternehmung, so besonders zur Hochzeit.[7]) Nach E. H. Meyer, Germ. Myth., 213, ist „Rot die Hochzeitsfarbe schwerlich ursprünglich als Farbe der Liebe und Freude, sondern als Farbe Thors". Weitere Gebräuche, Züge des Volksglaubens und Ausdrücke, die darauf hindeuten, daß auch in Deutschland Donar als Gott der Ehe gegolten hat, sind bei E. H. Meyer, a. a. O., S. 213 zu finden. — Bei dem Roland von Bramstedt ist noch weiter von Interesse, daß die Brabantischen Kaufleute und Ochsenhändler vor demselben ihre Kontrakte abschlossen.[8])

Auch der Roland zu Wedel in Holstein steht zu den Märkten des Ortes in sicherer Beziehung. Die Ochsenmärkte, die hier abgehalten wurden, sind die berühmtesten in Holstein. In einem neueren Werke wird die Entstehung oder wenigstens die Wiedererrichtung des Rolands auf diese Ochsenmärkte zurückgeführt.[9]) Zöpfl bemerkt S. 200 über Wedel: „Übrigens war Wedel ein

---

1) Vergl. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, S. 286.

2) Es fehlen in unserem Verzeichnisse die Rolandsorte Salzwedel und Neuhaldensleben. Wir haben erst Sellos Schriften mit Sicherheit entnommen, daß hier alte und beglaubigte Statuen vorhanden gewesen sind, doch sind wir auch hier inzwischen auf eine Spur gekommen, die Erfolg verspricht. — In Bennungen bei Roßla hat nach einer Mitteilung des Herrn K. Meyer-Nordhausen „noch 1740 neben dem Schulhause ein Roland gestanden". Vergl. Sello, 2. Abh., 1890, S. 108. — In den Bau- und Kunstdenkmälern d. Prov. Sachsen, Kr. Sangerhausen, S. 87, ist ein Kopf abgebildet, von dem es im Texte heißt, daß er „wahrscheinlich Teil eines alten Rolandsbildes ist." Vergl. Sello, a. a. O., S. 148. — Eine in Göttingen an der Johanniskirche angebracht gewesene Figur, die Gryphiander 1666 eine putativus Rolandus nennt und nach Zöpfl, 297, noch 1734 von dem Volke für ein Rolandsbild gehalten wurde, ist nach Sello, a. a. O., 121, wahrscheinlich ein Heiligenbild.

3) Vergl. Kuhn u. Schwarz, S. 162.

4) Vergl. Zöpfl, S. 215.

5) Vergl. Golther, Handbuch d. germ. Myth., 251 f.; E. H. Meyer, Germ. Myth., 212; Wolf, Beitr. I, 80.

6) Vergl. Golther, a. a. O., 245 u. Anm. 1; Meyer, a. a. O., 22 f., 212.

7) Nach Wolf I, 81 beginnt in Holstein die Hochzeit am Donnerstag und währt bis zum folgenden Sonntag.

8) Vergl. Zöpfl, S. 215.

9) Vergl. Litt. Centralbl., 1898, Nr. 34, über R. Ehrenberg Aus der Vorzeit von Blankenese u. s. w., 1897.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr geeigneter Ort für den Sitz einer christlichen Mission, indem er in ältester Zeit ein bedeutender Punkt für den heidnischen Götterkultus gewesen war. Noch vor wenigen Jahren befand sich im Norden des Ortes, unweit des kleinen Gehölzes „Wyde“ ein Götzenhain von stattlichen Eichen, deren vor einigen Dezennien noch mehrere vorhanden waren. Er umschloß einen großen Platz „Riesenkamp“ genannt, in dessen Mitte ein großer Stein fast wie ein kleines Haus lag, den man den „Riesenopferstein“ oder ein „Riesenbett“ nannte. Das Land um das ehemalige heidnische Heiligtum gehört noch jetzt der Kirche.“ Es hat dem Verfasser jede Möglichkeit gefehlt, diese Angaben Zöpfls zu kontrollieren. Aus einer Sage bei Zöpfl 203 geht hervor, daß man vor einer Reise um den Roland herumfuhr, um sich seines Schutzes zu versichern. Vergl. unten S. 40, Anm. 4.

Der Roland zu Buch bei Magdeburg wird alljährlich zu Pfingsten von den Jungfrauen des Ortes mit einer großen Blumenkrone geschmückt.[1]) Im Umkreise der Statue wurde früher der Jahrmarkt abgehalten.[2])

Als letzter der in den Rolandsverzeichnissen vor Sello aufgeführten Rolandsorte im Stammlande ist Bederkesa bei Bremen zu nennen. Hier fehlen uns alle Nachrichten.[3]) Der hier vor dem Lehrerseminare stehenden Figur eines Geharnischten wird von Sello[4]) die Rolandsqualität abgesprochen, weil sie früher als Brunnenfigur im Hofe der Burg zu Bederkesa gestanden hat und, was uns wichtiger erscheint, weil ihr das Merkmal der Kolossalität und die Beglaubigung als Rolandsbild auch nur durch den Volksmund fehlt.

Unsere Wanderung durch die Rolandsorte des Stammlandes ist zu Ende. Der Zweck derselben war gewesen, Material herbeizuschaffen, welches der von J. Grimm ausgesprochenen Vermutung zur Stütze dienen könnte, daß der Roland der Rolandssäulen dem göttlichen Überwinder der Riesen, dem Donar, nachgefolgt sei. Ein Rückblick auf die wichtigsten Ergebnisse unserer Wanderung soll lehren, in welchem Umfange ihr Zweck erreicht worden ist.

Bei der überwiegenden Mehrzahl der Rolandsorte im Stammlande hat unser Beweismaterial ausgereicht, um mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß der Boden, auf welchem sie stehen, überhaupt altheiliges Land ist. Bei den meisten wieder von diesen Orten ist eine sehr große Wahrscheinlichkeit für die Behauptung erzielt worden, daß sie Kultstätten des Donar gewesen sind. Dies sind der Reihe nach Bremen, Hamburg, Obermarsberg, Erfurt, Nordhausen, Neustadt, Questenberg, Quedlinburg, Halberstadt, Magdeburg, Gardelegen.

Die drei ersten, Bremen, Hamburg, Obermarsberg, schon frühe Mittelpunkte des Verkehrs, haben alte Petrikirchen, deren Ursprung in die Zeiten der Bekehrung zurückführt, so daß die höchste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß ihre Gründung den Zweck hatte, die Verehrung eines heidnischen Gottes zu verdrängen. Dieser kann kein anderer gewesen sein als Donar. Bei Obermarsberg ist dieser Zweck notorisch. Die genannten Petrikirchen befinden sich alle in erhöhter Lage, auf Bergen. Petersberge haben wir gefunden in oder nahe bei Erfurt, Nordhausen, Neustadt, Quedlinburg, Magdeburg. In Erfurt hat Bonifacius, der diesen Ort ausdrücklich als urbs paganorum rusticorum bezeichnet, auf dem Petersberge ein Petersklosster gegründet. Daß der Petersberg in heidnischen Zeiten der Punkt war, der den Verkehr anzog, ergiebt sich aus den Sagen, welche den Ursprung der Stadt Erfurt von der Ansiedelung am Petersberge herleiten.[5]) In Nordhausen steht auf dem Petersberge eine vermutlich sehr alte Peterskirche.

---

1) Vergl. Die Rolande Deutschlands, ed. Béringuier, S. 108.
2) Vergl. Zöpfl, S. 267.
3) A. K. van der Laan, Spezielle Heimatskunde von B., 1882, ist im Buchhandel vergriffen.
4) Vergl. Sello, 2. Abh., 1890, S. 107.
5) So schön auch Erfurt sich unter dem lokalen Gesichtspunkte in unsere Liste der Donar-Rolandsorte einreiht, es droht seiner Qualität als Rolandsort Gefahr von der Seite des Bildes aus, welches heute dort steht. Es scheint, als ob der Erfurter Roland auf Grund seiner Erscheinung und des vom Stadtarchivar Dr. Beyer zur Berliner Festschrift beigesteuerten archivalischen Materials endgiltig aus den Listen gestrichen werden müßte. (Vergl. Sello, 2. Abh., 1890, S. 114.) Nach Dr. Beyers Mitteilungen ist der „Römer“, wie er in der Rechnung genannt wird, 1591 an der Stelle des Kreuzes errichtet worden, welches 1385 als Gedenkkreuz auf dem Platze der abgebrochenen Pfarrkirche Martini intra gesetzt worden war. Dr. Beyer kommt zu dem Schluß (S. 132), daß „hierbei der Rat nicht ohne Absicht die an einen Roland erinnernde Figur wählte, um dem Erzbischof, mit dem man damals in schwerem Prozeß lag, einen Ärger zu bereiten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier und in der Umgebung, die den bezeichnenden Namen Hagen führt, sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden. In Neustadt liegen am Fuße des Petersberges die Ruinen einer Petrikirche; neben dem Petersberg liegt der „Vaterstein", der durch seinen Namen gleichfalls auf Donar hinweist. In den Petersbergen bei Quedlinburg sind Urnen gefunden worden. Nur über den Petersberg in Magdeburg und das Alter der auf demselben stehenden Petrikirche haben wir nichts Näheres feststellen können. In Questenberg sprechen für Donar der an Donars Hammerzeichen erinnernde Questenbaum, das Questenfest und der Donnerberg mit dem in seiner Nachbarschaft liegenden Forstort „Wüste Kirche", in Halberstadt, die Sitte des Kegelumwerfens zu Laetare, das Aufführen des Bären in der Prozession, die mit diesem Brauche verbunden war, und der Donnerho, in Gardelegen, das Frühlingsfest am Kreuz des Petrus.

Ein so sicheres Zusammentreffen von Spuren des Donardienstes mit den Rolandsbildern in einer so großen Zahl der wichtigsten der Rolandsstädte verlangt im Hinblick auf J. Grimms wohlbegründete Vermutung ganz gewiß anders erklärt zu werden, als durch den bloßen Zufall. Wir dürfen getrost sagen, daß es keine zu große Kühnheit bedeutet hat, wenn wir uns an dem Ariadnefaden der Petersberge in das Labyrinth der Rolandsfrage gewagt haben, die uns noch dazu völlig fremd gewesen war, bis wir auf die Vermutung von J. Grimm und die Ortsnamen stießen, welche dieselbe zu bestätigen schienen.

Freilich sind uns eine Anzahl Rolandsorte übrig geblieben, wo entweder der von uns versuchte Nachweis eines früheren Donarheiligtums nur ein unsicheres Ergebnis geliefert hat, wie Braunschweig und Stendal, oder wo nur allgemeine Hinweise auf die Altheiligkeit des Ortes zu finden waren, wie bei Wedel, und Sagen und Bräuche an dem Rolandsbild hafteten, die ins Heidentum zurückweisen, wie bei Bramstedt, Wedel, Buch und Calbe, oder wo schließlich der Versuch eines Nachweises von uns versäumt worden ist, wie bei Salzwedel und Neuhaldensleben. Das schließt aber keineswegs aus, daß alle diese Orte einst Kultusstätten des Donar gewesen sind; es können entweder die uns erwünschten Beweismittel untergegangen sein, oder aber, wenn nicht, so ist immer noch möglich, daß sie durch genauere Nachforschungen, vielleicht von seiten der ortsgeschichtlichen Forschung, beschafft werden. Und sollten auch genauere Nachforschungen keine Ergebnisse liefern oder gar den Beweis der Unmöglichkeit erbringen, daß bei dem einen oder dem andern dieser Orte ein Donarheiligtum gestanden habe, so ist unsere Sache noch lange nicht verloren. Es ist in der Rolandslitteratur auf die Möglichkeit hingewiesen worden, daß einzelne Bilder auf späterer, bedeutungsloser Nachahmung beruhen.[1]) Nun ist die Zahl der Rolandsorte mit sicheren oder sehr wahrscheinlichen Donarsbeziehungen eine so große, daß sie genügen dürfte, um ein Kriterium für die Echtheit und Ursprünglichkeit zu liefern, wenn andere

---

jedoch ohne damit zugleich irgend welche Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit geltend zu machen, die auch vom Rat unbestrittenes Recht des Erzbischofs war." Daß überhaupt ein doppelter Zweck angenommen wird, will uns die Umbildung nicht glaubhafter machen, der von Dr. Beyer angenommene Nebenzweck aber will uns jedenfalls unwahrscheinlich bedünken. Wenn der Rat nicht ernste Absichten ausdrücken wollte, so setzte er sich doch für sein Geld nur dem Spotte des Erzbischofs ob seiner Ohnmacht aus. Viel eher würden wir glaubhaft finden, daß es galt, wie in so vielen anderen Rolandsorten, für die vielleicht schon seit langer Zeit untergegangene Rolandsstatue, von der man kein Abbild besaß, Ersatz zu schaffen. Der Volksmund in Erfurt bezeichnet die Statue als Roland und zwar, wie Sello a. a. O. S. 114 angiebt, ohne daß ermittelt ist, seit wann. Die Beglaubigung durch den Volksmund darf nicht zu gering angeschlagen werden, ist sie doch neben der urkundlichen Beglaubigung und der Riesenhaftigkeit der Bilder das einzige Moment, welches bisher erlaubt hat, Rolandssäulen als solche anzusprechen. Nun sagt zwar Dr. Beyer, daß der „steinerne Mann" an ein Rolandsbild erinnere, aber die ganze Erscheinung ist doch körperlich so dürftig, daß von ihr der Rolandsname in Erfurt kaum ausgegangen sein kann. Es ist also einigermaßen wahrscheinlich, daß vor dem „Römer", vielleicht schon lange vor ihm, ein Kolossalbild in Erfurt vorhanden gewesen ist. Im Erfurter Urkundenbuch, II. 892 figuriert im Register eine „statua (vor dem Johannisthor?)" 1345, Nr. 258, ohne daß wir sie an der bezeichneten Stelle hätten entdecken können. Sollte deren geheimnisvolle Existenz auch das Geheimnis des ursprünglichen Rolandsbildes in Erfurt einschließen? — Und wenn auch der Nachweis geführt werden könnte, daß 1591 keine Erinnerung an ein früheres Rolandsbild vorhanden gewesen sein kann, so bleibt immer noch die Möglichkeit, daß eben dieses alte Bild schon ganz frühe untergegangen ist.

1) Vergl. Rietschel, a. a. O., 228: „Wie viele von unseren Rolanden mögen allein in äußerlicher Nachahmung einer anderwärts üblichen Sitte ohne Verständnis für die ursprüngliche Bedeutung errichtet worden sein."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Orte in Frage kommen. Dieses Kriterium würde zu entscheiden gestatten, daß da, wo die Unmöglichkeit früherer Donarsverehrung nachgewiesen ist, das Rolandsbild sekundärer Natur sein muss. Auf jeden Fall dürfte uns unsere Liste von wenigstens 10, vielleicht auch 14 maßgebenden Orten, die wir durch die Erforschung des Lokals gewonnen haben, weit eher gestatten, auch für den Rest verbindliche Gesetze abzuleiten, als es Sello die 6, vielleicht auch nur 4[1]) ältesten Bilder gestatten, die er auf Grund der Formengebung, des Schwankendsten und Unzuverlässigsten an den Rolandsbildern, zusammengestellt hat. Noch günstiger ist unsere Position gegenüber derjenigen Schröders. Während die Grundlage, auf welcher Sello bauen will, zu eng ist, ist die, auf welche Schröder gebaut hat, eine zu weite. Schröder war von dem Satze ausgegangen, daß das Verbreitungsgebiet von Rolandssäule und Weichbild sich decke. Das ist aber nur so zu verstehen, daß Rolandssäulen im allgemeinen sich da nicht finden, wo kein Weichbildrecht besteht, positiv betrachtet ergiebt sich aber, daß die Zahl der Orte mit Weichbildrecht ohne Rolandsbild ein Vielfaches ist von denen mit Rolandsbild.

Die Feststellung des Mangels, welcher Schröders grundlegendem Satze anhaftet, wird uns zur Veranlassung, unsere Beweisführung nach einer anderen Seite hin zu ergänzen. Es handelt sich um die Beantwortung der Frage, ob im Verbreitungsgebiet der Rolandssäulen[2]) nachweisliche oder mutmaßliche Donarsstätten vorkommen, bei denen kein Roland steht.[3]) Gewiß giebt es solche. Aber wir brauchen bloß daran zu denken, daß der Hamburger Roland, kaum daß ihn die Geschichte nennt, auch schon sein Dasein beschließt, um es möglich oder wahrscheinlich zu finden, daß an solchen Donarsstätten, wo heute kein Rolandsbild steht oder in urkundlicher Zeit gestanden hat, dieses selbst nach seinem frühen Verfall nicht durch ein neues ersetzt worden ist, oder schon die Donarssäule, die zu einem Rolandsbilde sich hätte weiter entwickeln können, bei der Bekehrung vollständig beseitigt und danach nicht erneuert worden ist. Thatsächlich haben wir in der von uns benutzten Litteratur Andeutungen der Sage sowie Vermutungen der Forschung gefunden, daß bei mehreren der rolandslosen Donarsstätten im Rolandsgebiet des Stammlandes einstmals Rolande gestanden haben.

Für die nördlichen Striche des Rolandsgebietes haben uns zur Aufsuchung von Donarsstätten die rechten Unterlagen gefehlt. Was wir außer dem Petersberg bei Calbe a. d. Milde sonst haben feststellen können, aus Stadtplänen, Spezialkarten, Meßtischblättern, Sammlungen von Sagen und Ortsnamen, durch Erkundigungen auf Reisen, briefliche Anfragen u. s. w., ist folgendes.

---

1) Wir hatten oben gesehen, daß die Rolande zu Brandenburg und Zerbst in ihrer Formengebung abhängig sind von gewissen Rolanden des Stammlandes.

2) Darunter verstehen wir mit Schröder (Abh. von 1896, S. 119) Engern, Ostfalen, das nordelbische Sachsen, Thüringen. — Das alte Westfalen hat keine Rolande (vgl. E. H. Meyer, Über Roland, S. 1). Der Grund für diese Erscheinung ist, wie wir vermuten, in dem Umstande zu suchen, daß in diesem dem Frankenreiche am nächsten liegenden sächsischen Gebiete schon in der ersten Zeit nach der Unterwerfung und Bekehrung eine scharfe Niederhaltung heidnischer Gelüste durchgeführt werden konnte, anders als in dem weiter entfernten Ostfalen, wo auch die Rolande am häufigsten sind.

3) Wohl kaum im Ernst kann versucht werden, uns einzuhalten, daß es ja im Süden und Westen Deutschlands zahlreiche Donnersberge, Petersberge, alte Petrikirchen gebe, bei denen kein Roland stehe. Um aber auch nach dieser Seite sicher zu gehen, sei darauf zurückverwiesen, daß wir mit J. Grimm von der Annahme ausgegangen sind, daß die Rolande gerade auf den Norden beschränkt sind, weil hier das Heidentum am längsten gewaltet hat. Wohl mögen auch im Süden und Westen einst Donarssäulen vorhanden gewesen sein, obgleich für die Donarsverehrung bei dem bayrischen Stamm wenigstens sich nach Mogk (Pauls Grundriß I, 1090) so gut wie keine Zeugnisse erbringen lassen. — Trotz des Tacitus bekannter Angabe in Germ. c. 9 scheint es, daß auch schon zu seinen Zeiten die Deutschen Tempel und Götterbilder gehabt haben. E. H. Meyer widerlegt in seiner Germ. Myth. 193 Tacitus aus ihm selbst durch Hinweis auf das templum Tanfanae und die aus den Hainen in die Schlacht getragenen Bilder und Zeichen (Ann. 1, 51. Germ. c. 7). Da aber im Süden und Westen das Christentum zeitiger Eingang fand und zwar ohne sonderliche Anwendung kriegerischer Gewalt, so sind hier die Bilder eben gleich bei der Bekehrung verschwunden. Vielleicht ist eine Spur erhalten in der Säule, welche in Regensburg am Petersthor stand und für eine Irmensäule gehalten wurde. Hierüber hat Wolf, a. a. O., II. 105 gehandelt. Einer alten Sage nach soll die Säule aus einem Götzenbild hervorgegangen sein, welches Karl der Große in einem Eichenhain bei Regensburg gestürzt habe. Vergl. auch Quitzmann, a. a. O., 54. 141. — Panzer, Bayer. Sagen, II, 403 f. stellt wegen der Ähnlichkeit, welche der Weiberlianl von Grongern mit einem Herkulesbild hat, die Leonhardsklötze mit dem Hirmonsbilde zusammen und erklärt sie für bayrische Irmensäulen. Vergl. dazu Quitzmann, a. a. O., 93. Über den Pferdeheiligen Leonhard als christlichen Donarsvertreter vergl. Meyer, a. a. O., 208. 219.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Spezialkarte von Thüringen, herausgegeben vom Geogr. Institut zu Weimar, verzeichnet einen „Petersberg“ nördlich vom Dorfe Pfiffelbach bei Apolda. Im Orte selbst kennt man diese Bezeichnung nicht. — Ein „Donnerberg“ liegt bei dem durch seine Sagen, seine alten Pferdemärkte und sein Lohfest berühmten Orte Buttstedt, nördlich von Weimar. — Mitten im Harzgebirge liegt nach der Harzkarte von Linder ein „Donnersberg“ stundenweit ab vom Verkehr und der nächsten Niederlassung, nördlich von Ilfeld. — Dieselbe Karte hat einen „Petersberg“ eingezeichnet nördlich von Wernigerode. Daneben liegt eine „Petersmühle“. Das Urkundenbuch von Wernigerode enthält den Namen Petersberg nicht. So ist es wohl möglich, daß zuerst die „Petersmühle“ ihren Namen von einem Manne Namens „Peter“ empfangen hat, und daß dann von der „Petersmühle“ der Name auf den danebenliegenden Berg übergegangen ist. — Im Nachtrag zu J. Grimms Mythologie heißt es S. 34: „An die Donnerseiche bei Geismar erinnert eine große heilige Eiche, die bei Mühlhausen in Thüringen gestanden haben soll . . .“ Hier aber hat es nach einer Sage bei Pröhle, Harzsagen II, S. 160 einen Roland gegeben. — Nach Wolf, a. a. O., I, 83, der sich hierfür auf Sagittarii antiqu. 166 beruft, hat Bonifacius in Weende dem heiligen Petrus eine Kirche geweiht. Dieser Ort liegt 20 - 30 Minuten nördlich von Göttingen, wo, wie wir gesehen haben, ein Rolandsbild vermutet worden ist. — Das größte Interesse beanspruchen die Petersberge von Eisenach und Goslar. Für beide so verkehrsreiche Orte ist in der Rolandslitteratur ein gewisser, wenn auch schwacher Anhalt dafür zu finden, daß daselbst einst Rolandssäulen gestanden haben.

Es giebt in Deutschland kaum eine zweite Stelle, wo schon im Altertum ein so gewaltiger Verkehr zusammenfloß, wie in Eisenach. Dies war der Punkt, an welchem der gesamte Verkehr aus dem Osten zusammentraf, um sich in breitem Strome auf drei Hauptstraßen nach dem Süden und Westen des Reiches zu ergießen.[1]) Ehe Ludwig der Springer die Stadt Eisenach unter die von ihm erbaute Wartburg verlegte, stand dieselbe, wie sich geschichtlich nachweisen läßt[2]), auf und am Petersberge.[3]) Die Flurbezeichnungen die „große“ und „die kleine alte Stadt“ haben die Erinnerung an diese Thatsache festgehalten. Das Kloster oder die Kirche, welche früher auf dem Petersberge gestanden hat, soll ihre Gründung Bonifacius verdankt haben. Zahlreiche weitere Ortsbenennungen in der Nachbarschaft lassen erkennen, daß auch anderer Gottheiten Dienst in dieser verkehrsreichen Lage eine Stätte gefunden hatte. Die dem Petersberge auf dem andern Ufer der Hörsel gegenüberliegende „Michelskuppe“, die gleichfalls ein von Bonifacius erbautes Heiligtum getragen haben soll, weist durch ihren Namen auf Wotan.[4]) Südlich vom Petersberg und der Michelskuppe liegt in der Stadt der „Frauenberg“, darüber erhebt sich der „Mädelstein“ und der „Hainstein“, die nach Osten abfallen in das „Hainthal“ und das „Höllthal“; von diesen wieder östlich finden sich die Bezeichnungen der „Goldberg“[5]), „unterm Gericht“ und „am ungeheuren Graben“. Am Sonntag Lätare, dem Toten- oder Rosensonntag, wird in Eisenach ein Frühlingsspiel gefeiert, welches durch seinen bezeichnenden Namen „Sommergewinn“ auf den Sieg des Frühlingsgottes Donar über die feindlichen Winterriesen hindeutet.[6]) Nach allem ist es sehr wahrscheinlich, daß in oder bei Eisenach einst ein Heiligtum des Donar gestanden hat. Zöpfl nennt in seinem Buche, S. 309, Eisenach unter denjenigen Orten, die ihm bei seinen vielseitigen Erkundigungen als Rolandsorte bezeichnet worden seien, ohne daß er selbst bei weiterer Nachforschung eine Bestätigung für diese Angabe hätte finden können. Sello führt in der 2. Abh. 1890, S. 82, Eisenach und das sogleich zu besprechende Goslar in der Reihe derjenigen Rolandsorte auf, die „ohne jede weitere Angabe in älterer oder neuerer Litteratur oder gar in der Sage[7]) angeführt werden.“

Auch in Goslar treffen zahlreiche Umstände zusammen, welche die Angabe über ein einstiges Rolandsbild nicht unglaubhaft erscheinen lassen. Goslar liegt an der Handelsstraße nach Hildesheim,

---

1) Vergl. Regel, Die Entwickelung der Ortschaften im Thüringer Wald, S. 11, 25.
2) Vergl. Regel, a. a. O., S. 25.
3) Vergl. den Ursprung von Erfurt.
4) Vergl. Wolf, a. a. O., I, 85, II, 98; Simrock, Myth., 229; E. H. Meyer, Germ. Myth., 258; Pfannenschmidt, Germ. Erntefeste, 445.
5) Vergl. Wolf, a. a. O., II, 99.
6) Vergl. Witzschel, Sagen aus Thüringen, II, 297. Freilich spricht ein solches Fest nicht unbedingt dafür, daß der Ort, wo es gefeiert wird, Kultusstätte gewesen sei. Ähnliche Frühlingsfeste finden sich allerorten, selten aber in so reiner Ausprägung wie hier.
7) Zu dieser Gruppe würde noch Mühlhausen gehören, das bei Sello fehlt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deren Wichtigkeit daraus erhellt, daß der starke Achtermannsturm am Rosenthor hauptsächlich zu ihrem Schutze erbaut wurde. Mancherlei Namen und Sagen, die im Heidentum wurzeln, haften an der Stadt und ihrer Umgebung. Vor der Stadt, im Nordosten, liegt der Petersberg. Im Petersberg, auf dessen Gipfel noch Reste des Petersklosters zu sehen sind, sitzen in prächtigem Saal die Kaiser, welche einst im Kaiserhause gewohnt haben. Unter dem Petersberg liegen die flachen Hügel „Bollrich“[1]) und „Rosenberg“. Auf dem Marktplatz befindet sich vor dem „Kaiserworth“ ein Springbrunnen mit einem großen, schwarzen Metallbecken, welches der Sage nach ein Geschenk des Teufels ist. Die am Orte haftenden Donarserinnerungen scheinen in zwei Statuen riesenhafter Bildung Ausdruck gefunden zu haben. Die eine ist der Herkules, welcher am Giebel des „Kaiserworth“, dem früheren Innungshause der Schneidergilde, neben einer als Schutzpatronin der Gilde bezeichneten weiblichen Figur mit Füllhorn steht, die andere, das ungeheure hölzerne Bild des „großen Christoph“, von dem wir schon oben gesehen haben, daß er gleichfalls als ein christlicher Nachfolger des Donar angesehen wird[2]) und von dem wir hier sehen, daß sein Bild mit dem Roland das Beiwort „groß“ gemein hat. Ursprünglich hat das Christophsbild in der Marienkapelle gestanden, die in der halben Höhe des Petersberges in den „Klusfelsen“ eingehauen ist. Später ist es in den Dom gebracht worden und ist im Jahre 1819 untergegangen, als der Dom zum größten Teile abgebrochen wurde. Der Klusfelsen ist der Sage nach dadurch entstanden, daß der große Christoph, der früher im Harze und besonders zwischen Goslar und Harzburg gegangen ist, eine Erbse, die ihm im Schuh gelegen, dort ausgeschüttet hat. Diese Erbse ist immer mehr angewachsen und daraus ist der mächtige Steinfelsen geworden, der jetzt die „Klus“ heißt.[3]) — Ein Anhalt für die Vermutung, daß in Goslar ein Rolandsbild gestanden habe, bietet sich, außer in der oben mitgeteilten Stelle bei Sello, in der früher erwähnten Geschichte der Stadt Stendal von Götze.[4]) Der Verfasser dieses Buches teilt hier S. 203 Anm. 2 mit, daß Zöpfl ihm Goslar unter den Orten genannt habe, die ihm nach Erscheinen seines Werkes als mutmaßliche Rolandsorte bekannt geworden seien. Worauf diese Annahme beruht, ist leider nicht mitgeteilt; vielleicht liegt eine Verwechselung vor mit den beiden Riesenbildern, von denen eben die Rede gewesen ist. Unwahrscheinlich ist jene Annahme trotzdem nicht.

Außer den rolandslosen Donarstätten im Rolandsgebiet, die wir einer Erörterung unterzogen haben, sind uns weitere nicht bekannt geworden. Daß es deren noch giebt, besonders im nordalbingischen Gebiet, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen. Für alle diese muß gelten, was wir oben gesagt haben: daß schon die Donarssäule oder auch das Rolandsbild, welches einst dort gestanden hat, untergegangen ist.

Nachdem wir unsere Untersuchung nach dieser Seite hin ergänzt haben, ist sie an dem Punkte angelangt, wo wir daran denken können, die Ergebnisse derselben abschließend zusammenzufassen, diese durch passende Vermutungen, wo es keine andere Möglichkeit giebt, zu ergänzen und die sich von selbst ergebenden Folgerungen zu ziehen.

Die bisherige rechtsgeschichtliche Forschung hat über den Ursprung der Rolandssäulen keine sicheren Aufschlüsse liefern können, weil sie zwei Fundamentalthatsachen außer Acht gelassen oder falsch benutzt hat: die Beschränkung der Bilder auf den Norden und den Mangel urkundlicher Nachrichten über ihre erste Errichtung. Es ist auch übersehen worden, daß schon die ersten urkundlichen Erwähnungen die Rolandsbilder in sehr verschiedener Be-

1) Vielleicht läßt sich damit der Bullerberg bei Halberstadt vergleichen.

2) Vergl. Wolf, a. a. O., I. 98; Simrock, Myth., 270. — In der Rolandsstadt Quedlinburg wird ein hölzernes Bild des großen Christoph im Flur des Rathauses aufbewahrt, zufällig vom Rolandsbild nur durch die Wand getrennt. — Im Dorfe Wangenheim bei Gotha hat am Schlosse ein Bild des großen Christoph gestanden, dem vom Schloßherrn besondere Ehren erwiesen werden mußten. Hierüber berichtet eine Sage bei Heusinger, Sagen und Geschichten aus den Sachsenländern, 1856, S. 87 unter dem merkwürdigen Titel „Der Irmenseul in Wangenheim“. Spiegelt sich hierin die von Grimm mitgeteilte Thatsache, daß in Hochdeutschland noch im 13. Jahrh. unter Irmensul ein Bild verstanden wurde? Daß es ein riesenhaftes gewesen sein muß, dürfte sich daraus ergeben, daß hier der Name Irmensul auf ein solches übertragen ist. — Eine ähnliche Verwechselung liegt vor, wenn in Oschatz, nach Zöpfl S. 306, ein kolossales gemaltes Bild des großen Christoph im Volksmunde „der große Roland“ hieß.

3) Vergl. Grässe, Sagenb. d. preuß. Staates, I. 547; Grimm, Myth., 448.

4) Vielleicht bezieht sich Sello eben auf Götze.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutung und Auffassung erscheinen lassen, so daß die ursprüngliche Einheit der Bedeutung, die sicher anzunehmen ist, weit hinter der Zeit der ersten Erwähnungen angesetzt werden muß. Die Bilder können nicht erst, wie Sello will, frühestens im 12. oder 13. Jahrhundert entstanden sein, denn bei dieser Annahme läßt sich nicht begreifen, wie schon Ende des 13. Jahrhunderts das Bewußtsein für den ursprünglichen Sinn und Zweck derselben so weit abhanden gekommen war, daß der ihnen völlig fremde Name Roland mit den ihm anhaftenden Deutungen in die entstandene Lücke eintreten konnte. Für das Gepräge des Riesenhaften, das wichtigste Merkmal, welches der Erscheinung der Rolandssäulen eigentümlich ist, hat man keine irgendwie annehmbare Erklärung gefunden.

Die mythologische Forschung, die an die Namen Zöpfl, E. H. Meyer und Götze anknüpft, hat auf einer zweifach unrichtigen Grundlage gebaut: Die Irmensäule ist nicht ein Zeichen des Sonnen-, Schwert- und Gerichtsgottes und auch die Rolandsbilder haben in keiner sicheren Beziehung zum materiellen und formellen Recht gestanden.

Unsere Forschung ist zurückgegangen auf die von J. Grimm geäußerte Vermutung, daß die Irmensäule ein Donarsheiligtum war, und daß der Roland dem göttlichen Überwinder der Riesen nachfolgte.

Nach Golthers Ausführungen entspricht die Irmensäule der Hauptsäule des nordischen Tempels, in welche ein Götterbild eingeschnitzt war. Der aufgerichtete Grundpfeiler vertrat symbolisch den Tempel, der um den heiligen Baum (vergleiche die Donarseiche bei Geismar) oder um die Hauptsäule gezimmert war. Für diese Auffassung könnte sprechen, was wir nachtragen wollen, daß die Irmensäule bei der Eresburg bald fanum, bald idolum genannt wird.[1])

Die Irmensäule ist nicht, wie neuerdings[2]) wieder, und zwar von Golther, behauptet worden ist, ein Heiligtum des Tiu, sondern des Donar.

Von den zwei geschichtlich feststehenden Irmensäulen wird die bei der Eresburg durch den Corveier Scholiasten ausdrücklich als das Heiligtum einer andern Gottheit als des Tiu bezeichnet, dem die Eresburg als Heiligtum zugewiesen wird. Dieser andern Gottheit giebt der Scholiast den Namen Mercurius. Nach der gewöhnlichen interpretatio Romana deutet Mercurius auf Wotan. Der Scholiast ist aber zu der Wahl des Namens Mercurius nur so gelangt, daß er aus dem Bestimmungswort von Irmensul einen Ermis-Hermes abgeleitet und diesen Namen, wie allerdings richtig, in das lateinische Mercurius übersetzt hat. Der Umstand aber, daß eine Petrikirche gegründet wurde, um den Dienst des Gottes zu verdrängen, der an der Irmensul verehrt wurde, weist auf Donar. Dazu stimmt die Angabe des Scholiasten, wonach die Irmensul beim Waren- und Marktverkehr eine Rolle spielte, was sich nicht auf Wotan deuten läßt.

Die andere der geschichtlich beglaubigten Irmensäulen, die in Scheidungen, ist gleichfalls auf Tiu bezogen worden, erstens weil sie nach einem Siege errichtet wurde, zweitens weil Widukind sagt, ihr Name erinnere an Mars. Aber auch Donar hat eine kriegerische Seite. Ihn besangen die in die Schlacht ziehenden Kämpfer[3]) (Germ. c. 9), in Gefahr und Not, namentlich vor der Schlacht, rief man Thor an und dankte ihm nach dem Sieg durch das Opfer der Kriegsgefangenen.[4]) Der Hinweis auf Tiu ist aber bei Widukind so zustande gekommen, daß auch er aus Irmensul einen Hermin-Hermes herauslas und diesen ins „Griechische" mit Mars übersetzte. Durch seine Erscheinung erinnerte das Bild der Scheidunger Irmensäule nach Widu-

1) Vergl. Golther a. a. O., 594. Die Richtigkeit von Golthers Auffassung hängt zum Teil davon ab, ob wahr ist, was er, allerdings ohne Beweis, auf S. 594 weiter behauptet: „Die Irmensul stand allein im Freien und diente so als Symbol." Eine andere Auffassung vertritt v. Richthofen in seinen „Untersuchungen über friesische Rechtsgeschichte", indem er II, 1, 1882, S. 381 schreibt: „Die Irmensul . . . eine von den Sachsen allgemein verehrte gewaltige Bildsäule, die in einem Tempel innerhalb eines heiligen Haines stand." In der That bringt v. Richthofen in einer umfangreichen Anmerkung zu Seite 381 eine erhebliche Zahl von Quellenstellen bei, welche beweisen, daß mit der Irmensul in Eresburg ein Tempel verbunden war, in welchem Karl viele Schätze von Gold und Silber erbeutete und zu dessen Zerstörung er drei Tage brauchte. Daß aber die Irmensul im Innern des Tempels gestanden habe, geht aus diesen Beweisstellen nicht hervor, wenn auch dieser Annahme nichts widerspricht.

2) Nach Müllenhoff in Schmidts Ztschr. f. Gesch. VIII, 1847, 245. Übrigens ist es für Meyer, a. a. O, 221, fraglich, ob überhaupt die sächsische Eresburg für Tiu herangezogen werden darf.

3) Vergl. Golther a. a. O., 244.

4) Vergl. E. H. Meyer, Germ. Myth., 211.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kind an Herkules-Donar. Wir werden für das Götterbild der Irmensäule bei der Eresburg dasselbe annehmen dürfen und, indem wir die Angabe Widukinds über das Äußere des Scheidunger Heiligtums mit der des Scholiasten über die Bedeutung des Heiligtums bei der Eresburg kombinieren, gelangen wir zu dem Schluß, daß die Irmensäulen überhaupt ein riesenhaftes Bild des Donar[1]) trugen und eine Beziehung zum Verkehrsleben hatten.

Unsere Wanderung durch die Rolandsorte hat bei einer ins Gewicht fallenden Anzahl derselben gezeigt, daß sie mit großer Wahrscheinlichkeit Verehrungsstätten des Donar gewesen sind. Es ist also anzunehmen, daß auch hier in heidnischen Zeiten das dem Donar heilige Zeichen, eine Irmensäule oder Hauptsäule mit einem riesenhaften Bild des Gottes gestanden hat, wovon uns nur zufällig die Annalisten keine Nachricht überliefert haben. Das Zusammentreffen von Rolandsbildern mit Kultstätten des Donar in so zahlreichen Fällen legt nahe, daß dasselbe kein zufälliges, sondern ein ursächliches ist, daß also die Irmensäule sich zur Rolandssäule weiter entwickelt hat.

Welche Verhältnisse haben eine solche Entwickelung ermöglicht? Für die Beantwortung dieser Frage ist es von höchster Bedeutung, daß die Rolandssäulen sich auf diejenigen Gebiete Deutschlands beschränken, welche am spätesten sich dem Christentume gefügt haben, Thüringen und Sachsen. Noch im 13. Jahrhunderte standen nach dem Zeugnis aus Reinh. F., welches wir Grimms Mythologie entnommen haben, Sachsen und Thüringen in dem Ansehen, daß hier deutliche Spuren heidnischen Wesens anzutreffen waren. Wir haben die Vermutung gewagt, daß es in dem klugen und maßvollen Verfahren der christlichen Mission lag, im Anfang ihrer Thätigkeit zufrieden zu sein, wenn es ihr gelang, den Glauben an die Macht der alten Götter zu erschüttern und den Samen des neuen Glaubens in die Herzen zu streuen, daß sie aber die Lebensformen[2]) des Volkes nach Möglichkeit schonte. Zu diesen gehörte ein gewisser Verkehr, die Zusammenkünfte zum Zwecke der Beratung, der Festesfreude und des Güteraustausches. Dieser Verkehr haftete vorzugsweise an den Donarssäulen. Unter den neuen Verhältnissen verloren diese aber ihre Beziehung zum Opfer und zum Kultus und wurden ein bloßes Wahrzeichen der Niederlassung als altherkömmlicher Stätte des Verkehrslebens. In Sachsen haben vielleicht Trotz und Erbitterung über die erlittene Vergewaltigung die schon im Volkscharakter liegende Zähigkeit erhöht, mit welcher das Volk an dem alten Zeichen hing. Eine Bestätigung für unsere Vermutung glauben wir in dem Umstande zu finden, daß in dem Gebiete des Sachsenlandes, welches dem Frankenreiche am nächsten lag und so wahrscheinlich allenthalben unter strenge Aufsicht genommen werden konnte, nämlich Westfalen, Rolande nicht vorhanden sind, wogegen in dem am weitesten entfernt liegenden Ostfalen die Zahl der Bilder am größten ist. Die Zeit, welche verging, bis auch hier eine straffe Zucht gehandhabt werden konnte[3]), hatte wenigstens dazu genügt, die ursprüngliche Beziehung des Wahrzeichens zum heidnischen Kultus vergessen zu lassen, so daß kein Grund zur Beseitigung mehr vorhanden war.

Indem die Niederlassung, die heilige Statt, sich zur Stadt auswuchs oder als solche privilegiert wurde, fand das alte Bild seine Aufstellung in dem neuen Mittelpunkte des Verkehrs, auf dem Marktplatze. Die alte Bedeutung eines Wahrzeichens, von dessen Vorhandensein das Ansehen und die Wohlfahrt des Ortes abhänge[4]), blieb zunächst. Da diese Auffassung

1) Quellenbeweise für das Vorkommen von Götterbildern bei den Sachsen finden sich bei Richthofen, a. a. O., II, 1, 448 f.

2) Die Sachsen behielten auch ihre heimischen Privatrechte, die Karl als Lex Saxonum aufzeichnen ließ.

3) Ähnlich vermutet v. Richthofen in der Vorrede zur Lex Saxonum in Mon. Germ. Leges, 1875, V, indem er S. 23 Z. 30—33 schreibt: Sed liceat coniicere, Karolum regem, antequam remotissimas illas Saxonicas regiones Slavis finitimas diligentius ordinaverit, propinquiores Saxoniae tractus ordinavisse et singula ad eos imperio regendos idonea constituisse . . .

4) Hierzu ist noch nachzutragen, was Sello in der 2. Abhandlung, 1890, S. 149 über die Sagen von den gestohlenen Rolanden bemerkt, deren er, außer den zwei von uns oben, S. 24. Anm. 5, erwähnten, noch vier weitere kennt. Sello schreibt hier: „Es läßt sich darin ein letzter Rest des Bewußtseins von ehemaliger materieller Bedeutung der Rolandsbilder nicht verkennen. Regelmäßig, mit Ausnahme des einen, im Versuch vereitelten Belgernschen Falles, ist es ein kleiner, unbedeutender Ort, welcher einen benachbarten größeren der That zeiht; die Thatsache der eigenen Unbedeutendheit oder des zurückgegangenen Wohlstandes wird einem Gewaltakt des kräftigeren Gemeinwesens zugeschrieben, welches mit dem alten Wahr-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keinen Erschütterungen und Anfechtungen ausgesetzt war, so lag kein Grund vor, die Zeichen zu erwähnen, und vielleicht deshalb sind wir über diese Phase ihres Daseins ohne Nachrichten geblieben. Vielleicht aber sind doch auch in lokalen Quellen Nachrichten vorhanden, die nur deshalb nicht richtig gedeutet worden sind, weil man nach diesen Zeichen unter dem späteren Namen des Roland gesucht hat.

Eine Änderung trat ein und es begann die dritte Phase ihrer Existenz — wenn wir die Irmensäule des Donar als erste und die eben geschilderte als zweite rechnen —, als auf sie der Name des Helden Roland überging. Diese Übertragung hat zur Voraussetzung, daß am Ende der zweiten Phase die von uns für diese angenommene Bedeutung im Verblassen war. Wir haben als wahrscheinlichen Grund für die Namensübertragung gefunden, daß die in Deutschland etwa im 13. Jahrhundert populär werdende französische Sage von Roland die wunderbarsten Dinge über die Größe und die Stärke des Helden berichtete. So wurde in erster Linie die Riesenhaftigkeit der Bildung das tertium, durch welches der Name Roland auf das alte Wahrzeichen überging. Vielleicht waren aber auch noch Sagen über die Thaten des Mannes im Schwange, welchen das Wahrzeichen darstellte. Wir haben gesehen, daß Donar auch bei den Deutschen für den stärksten und tapfersten der Götter galt. Die kriegerische Seite des Gottes ist uns gleichfalls bekannt geworden. Es können also diese Erinnerungen neben der Bildung als weiteres tertium gewirkt haben.

Eine spätere Zeit erblickte, dem Namen folgend, in den Wahrzeichen Standbilder des Helden Roland.[1]) Bei Erneuerungen, die keine Seltenheit waren, weil in ältester Zeit die Bilder aus Holz bestanden, schloß sich die Formengebung dieser Auffassung an, aber nur zögernden Schrittes, in Einzelheiten, damit nicht sofort etwas ganz Neues, Abweichendes geschaffen wurde. Da Roland ein großer Kriegsheld war, so durfte seinem Bilde nicht das wesentlichste Gerät des Kriegers, das Schwert, fehlen. Dieses ließ sich dem Bilde leicht in die Hand geben, die vorher wohl Keule oder Hammer gefaßt hielt. Damit begnügte man sich zunächst, ohne zuglech eine Scheide beizugeben. Das bloße Schwert führte zu Deutungen auf den Blutbann und diese zu solchen auf den König. Diese Deutung wirkte wieder auf die Formengebung zurück und so sehen wir die Bilder unter abwechselnder gegenseitiger Beeinflussung von Deutung und Formengebung in die Entwickelung einlenken, die sich im Lichte der Geschichte vollzieht. Diese können wir an der Hand von Sellos Darstellung[2]) verfolgen: „Wir sehen im 15. Jahrhundert überall die Stadtmagistrate den Rolandsstatuen besondere Aufmerksamkeit widmen, die hölzernen durch steinerne ersetzen. In Bremen geschah dies 1404, in Halberstadt wahrscheinlich 1433, in Zerbst angeblich 1445, in Magdeburg 1459, in Brandenburg 1474. Aus verschiedenen Anzeichen haben wir schließen zu müssen geglaubt, daß zu dieser Zeit die eigentliche Bedeutung der Rolandsbilder schon in Vergessenheit geraten; aus ihrer Erneuerung in dauerhaftem Material muß aber gefolgert werden, daß die Städte damals auf ihren Besitz und auf ihre Erhaltung besonderen Wert legten. Es begann damit für sie ein zweiter[3]) Abschnitt ihres Daseins, in welchem sie in neuer sagenhafter Bedeutung eine neue Existenzberechtigung gewannen. Weil man das ganze Gebilde nicht mehr verstand, deutete man seine einzelnen Teile, insbesondere das erhobene Schwert und den Schild mit dem Reichsadler symbolisch. Jede Stadtgemeinde sah in dem schweigenden Recken ein Sinnbild gerade des Rechtes, welches ihr das teuerste war, und es dürfte nicht schwer halten, aus der politischen Geschichte der einzelnen Städte die Umstände zu ermitteln, welche zu einem so monumentalen Betonen dieses Rechtes die Veranlassung wurden. So erklären sich die verschiedenen Ansichten der Schriftsteller

---

zeichen zugleich die Bedingungen ersprießlicheren Gedeihens an sich gerissen haben soll — die aus dem Mecklenburgischen Wolde berichtete Sage zeigt ja recht deutlich, wie man von der bloßen Existenz des Bildes Wohlfahrt und Glück abhängig glaubte; wird doch auch in Bremen erzählt, baß, damit nicht etwa mit einem Umsturz des großen Roland auf dem Markte die alte Freiheit verloren dehe, im Ratskeller eine zweite, hölzerne Statue zum sofortigen Ersatz vorhanden sei. So sehen wir die gereits im 14. Jahrhundert nachweisbare volkstümliche Überzeugung von dem Werte der Rolandsstatuen als eines Palladiums von nicht zu bezweifelnder, aber undefinierbarer Bedeutung noch heute in der Volkssage verstohlen, doch erkennbar fortleben."

1) Vergl. Sello, 1. Abh., 1885, S. 181.
2) Vergl. Sello, 1. Abh., 1885, S. 198.
3) Nach unsrer Rechnung, vierter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über die Bedeutung der Rolande schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, und in diesem Sinne behalten auch Zöpfls mannigfaltige Deutungen ihr Recht, indem sie feststellen, nicht was der Roland bei seiner Errichtung war, sondern was später, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in ihn hineingelegt wurde."

Nunmehr und zum Schluß haben wir zu den Rolandssäulen im Kolonisationsgebiet Stellung zu nehmen. Die Zahl derselben ist erheblich, fast ebenso groß wie die der Rolande im Stammlande. Ihr Gebiet erstreckt sich bis in den äußersten Osten. Nach der Erklärung, die unsere Untersuchung für den Ursprung der Rolandssäulen im Stammlande gefunden hat, bleibt für die Entstehung der Rolandssäulen im Kolonisationsgebiet keine andere Annahme übrig, als daß sie auf Nachahmung beruhen. Dieselbe Ansicht hat schon E. H. Meyer in seinem Rolandsprogramm ausgesprochen, indem er hier S. 1 sagt, daß diese Rolandssäulen erst spät in slavisches Land gebracht worden sind. Zur Begründung sollen die folgenden Überlegungen dienen.

Der Thatsache, daß die Rolandssäulen im Norden und Osten sich finden, im Süden und Westen aber nicht, steht die Rolandslitteratur im allgemeinen mit völliger Resignation gegenüber. Nur Schröder hat in seiner Arbeit von 1890 einen Erklärungsversuch gemacht, indem er von dem Satze ausgeht, daß das Verbreitungsgebiet der Rolandssäulen sich im wesentlichen deckt mit dem des Begriffes und Wortes Weichbild, welches der Rechts- und Verfassungsgeschichte angehört. Er nimmt einen innern Zusammenhang an, indem er sagt, daß die Vorgeschichte der Rolandssäulen mit Notwendigkeit in dem Weichbild gesucht werden müsse, welches er allerdings fälschlicherweise — das ist hier aber unerheblich — mit Stadt- oder Ortsbild identifiziert. Da nun der Begriff Weichbild im Kolonisationsgebiet auf Übertragung aus dem Stammlande beruht, so erscheint bei Schröders Auffassung das Weichbildrecht als das Vehikel, auf welchem das Rolandsbild ins Kolonisationsgebiet gelangt ist oder besser — da nach Schröder die Rolande erst um 1300 entstanden sind, das Weichbildrecht aber schon eher in das Kolonisationsgebiet gekommen ist, — als der Nährboden, aus welchem das Rolandsbild hervorgewachsen ist. Nun aber besteht dieser innere Zusammenhang mit dem Weichbildrecht, wie wir gesehen haben, nicht, ja anscheinend haben die Rolandssäulen mit dem materiellen und formellen Rechte überhaupt nichts zu schaffen. Demnach hätte der Entstehung von Rolandsbildern auch in den Gegenden, wo es Weichbildrecht nicht gab, also im Süden und Westen, nichts entgegengestanden, oder ebenso der Übertragung der Bilder in diese Gegenden, wenn angenommen wird, daß in historischer Zeit ein solches Bild zuerst in einem bestimmten Orte des Nordens entstanden ist. Ja, die Entstehung von Rolandsbildern in diesen Gegenden oder ihre Fortpflanzung dahin wäre wahrscheinlicher, als für die östlichen Gegenden, da bei der engeren geographischen und politischen Gemeinschaft des Nordens mit dem Süden und Westen weit mehr Aussicht ist, einen gemeinsamen Gedanken zu finden, der die Bilder schuf, wenn das Weichbildrecht nicht dieser Gedanke gewesen ist. Wie läßt sich begreifen, daß so weit entfernte Orte wie Elbing und Riga, vielleicht auch Leitmeritz oder gar Hermannstadt, so bedeutungslose wie Plötzky, Potzlow, Zehden mit den Rolandsorten im Stammlande einen schöpferischen Gedanken geteilt haben sollten, der Städten wie Osnabrück, Köln u. s. w. völlig fern gelegen hätte? Es bleibt allein die Erklärung, daß nur im Rolandsgebiet des Stammlandes bestimmte Verhältnisse schöpferisch oder erhaltend wirkten — welche es waren, haben wir gesehen — und daß das fertige Produkt in die slavischen Länder übertragen wurde. Das Vehikel aber für die Übertragung war die Auswanderung, die Kolonisation, an welcher im wesentlichen die Gebiete beteiligt waren, in denen es Rolandssäulen gab, Sachsen und Thüringen. Wie die Auswanderer im allgemeinen ihre Sprache, ihre Ortsbenennungen, ihre Sitten, ihr Recht, ihre Lieder, ihren Aberglauben, auch den Schutzpatron der Heimatkirche in die Fremde übertrugen[1]), so wollten diejenigen unter ihnen, welche aus Rolandsorten oder deren Umgebung stammten, den Anblick des alten Wahrzeichens nicht missen, dessen Vorhandensein nach altem Glauben das Ansehen und Gedeihen der Niederlassung verbürgte. Diese Übertragung muß aber schon durch die ersten unter den Kolonisten geschehen sein, denn nur so erklärt es sich, daß auch aus dem Kolonisationsgebiet keine Nachrichten über die erste Errichtung eines Rolandsbildes vorliegen.

1) Vergl. K. Weinhold, Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien, Bd. III, Heft 3 der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, S. 240.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Annahme der Übertragung erklärt auch den Umstand, daß die Zahl der Rolandssäulen im Kolonisationsgebiet eine so erhebliche ist und daß sich hier Rolandssäulen an Orten finden, deren Name eben nur durch ihr Rolandsbild bekannt geworden ist. Wenn es möglich wäre, bei den einzelnen Rolandsorten des Kolonisationsgebietes zu ermitteln, von welchen Orten und Gegenden des Stammlandes die Zuwanderung, wenn auch nur zum Teil, ausgegangen ist, die sie zu deutschen Orten gemacht hat, so würden sich vielleicht Ähnlichkeiten feststellen lassen zwischen ihren Bildern und den entsprechenden des Stammlandes. Freilich wird diese Hoffnung dadurch eingeschränkt, daß die ersten Bilder im Kolonisationsgebiet von den Bildnern, die noch dazu nicht auf der Höhe der Technik gestanden haben können, wahrscheinlich aus der bloßen Erinnerung heraus und nicht nach getreuen Abbildungen geschaffen wurden.[1]) Außerdem ist noch folgendes zu bedenken. Die Erneuerungen der Bilder scheinen im Kolonisationsgebiet zwar nicht so häufige gewesen zu sein wie im Stammlande — die Rolande von Potzlow und Zehden sind noch aus Holz hergestellt —, vielleicht weil man hier zeitiger aufgehört hat, ihnen Bedeutung beizulegen, doch haben auch hier Erneuerungen stattgefunden, wie z. B. der Roland von Brandenburg zeigt, welcher 1402 und 1474 durch einen neuen ersetzt wurde. Bei der letzteren Erneuerung hat der Magdeburger Roland von 1459 als Vorbild gedient[2]) und so mögen auch sonst im Kolonisations gebiet, wie im Stammland, bei Erneuerungen gegenseitige Beeinflussungen, die auch von dem einen Gebiet in das andere hinübergriffen, den Typus des ersten Bildes verändert haben.

Nachdem wir versucht haben, eine reinliche Scheidung zwischen den Rolandsorten des Stammlandes und denen des Kolonisationsgebietes durchzuführen, verlangt noch ein Rolandsort, welcher an der Grenze der beiden Gebiete liegt, nämlich Halle, eine besondere Erörterung. Wir haben Halle auf unserer Wanderung durch die Rolandsorte des Stammlandes berührt, weil uns der Petersberg anzog, der früher in dieser Stadt lag. Hierbei bedienten wir uns der auf das Vorkommen des Namens Petersberg gegründeten Annahme, daß entweder zurückgebliebene Reste der ursprünglichen germanischen Bevölkerung die alte Tradition fortgetragen hätten oder daß die zwar bekehrten, aber noch tief im Heidentum steckenden ersten Ansiedler, von denen wir annehmen mußten, daß sie sächsischen Stammes waren und den fränkischen Eroberern bald nachfolgten, ihren heidnischen Gelüsten freien Lauf gelassen hätten. Bei dieser Annahme hätte die Gründung der Petrikapelle geschehen sein müssen, um den verspäteten Dienst des Donar zu verdrängen. Wir werden aber doch auch versuchen müssen, Halle unter demselben Gesichtspunkte zu behandeln, wie die übrigen Rolandsorte im Kolonisationsgebiet, zu welchem Halle schließlich doch gehört. Veranlaßt hierzu werden wir durch die Angabe, die wir über das Alter der Petrikirche bei Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle, 1889, gefunden haben. Es heißt hier im II. Bande, S. 102: „Wie nordöstlich dicht vor der Stadt die Kapelle St. Petri, so sind in und bei der Stadt Halle in und während des 12. und 13. Jahrhunderts noch viele andere Kapellen entstanden.“ Hiernach bliebe eine zweifache Möglichkeit. Entweder sind in Halle der Petersberg und das Rolandsbild von einander getrennte Erscheinungen, oder die Zeit, welche das Rolandsbild nach Halle übertrug, fühlte noch den Bezug nach, in welchem beide einst zu einander gestanden hatten und übertrug mit dem einen auch das andere. Für die letztere Möglichkeit könnte der Umstand sprechen, daß der Roland, den es nach Zöpfl, a. a. O., 254, bis zum Jahre 1653 in Freiberg gegeben hat, am Petersthor stand, dem die Petrikirche benachbart ist, und vielleicht ließen sich im Kolonisationsgebiet noch weitere parallele Übertragungen nachweisen, wenn der Sache nachgegangen würde. Da es aber in Halle ein Berg war, auf dem die Petrikapelle gegründet wurde, da wir auch noch nicht das genaue Jahr für die erste Gründung derselben gefunden haben, so können wir uns nicht zu einem endgiltigen Urteil über Halle entschließen. Die besonderen Schwierigkeiten, welche die Einreihung von Halle bietet, sind eben begründet in der Lage dieser Stadt so hart an der Grenze der beiden Rolandsgebiete.

1) Vergl. die zweite Abhandlung von Sello, wo S. 138 nach Büsching, Topographie der Mark Brandenburg, 1775, S. 49, mitgeteilt wird, daß die Rolandsstatue in Potzlow von einem Tagelöhner aus einem Stück Holz gehauen ist.

2) Vergl. Sello, 2. Abh., 1890, S. 113.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mitteilungen zur Geschichte des Gymnasiums.

Das vergangene Schuljahr bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte des Vitzthumschen Gymnasiums: es ist das erste Jahr der städtischen Verwaltung, in welche die Schule aus den im vorjährigen Programm angegebenen Gründen übergegangen ist. Wie dort bereits angezeigt, war der Akt der Übergabe auf den 31. März 1898 angesetzt, und ich habe dementsprechend an erster Stelle hierüber zu berichten.

Die Feierlichkeit fand zufolge einer Einladung des Herrn Administrators Otto Grafen Vitzthum von Eckstädt früh 9 Uhr in Gegenwart nahezu sämtlicher in Dresden anwesenden Glieder der Vitzthumschen Familie statt. Als Vertreter der Königlichen Regierung waren erschienen Se. Excellenz der Herr Staatsminister Dr. jur. von Seydewitz und Herr Geheimer Rat Dr. jur. Waentig, als Vertreter der Residenzstadt Dresden Herr Geh. Finanzrat Oberbürgermeister Beutler und Herr Stadtrat Fischer, der Vorsitzende des Ausschusses für das höhere Schulwesen, sowie zahlreiche Vertreter des Stadtrates und des Stadtverordnetenkollegiums; endlich waren geladen und fast vollzählig erschienen die Rektoren der höheren städtischen Schulen.

Nach einem Gesange des Schülerchors hielt der bisherige Administrator die Abschiedsrede, in welcher er nach einem Überblicke über den Gang der Verhandlungen mit der Stadt Dresden des obersten Protektors der Stiftung, Sr. Majestät des Königs Albert, und der früheren Wettinischen Herrscher seit Friedrich August dem Gerechten gedachte; sodann dankte er der Königlichen Staatsregierung für das bewiesene Wohlwollen, den beiden städtischen Kollegien für ihr Entgegenkommen und verabschiedete sich von der Lehrerschaft des Gymnasiums mit herzlichen Worten der Anerkennung, indem er sie von neuem auf die Aufgabe hinwies, die christliche Eigenart der Schule im Sinne ihres Stifters zu hüten und zu pflegen. Zum Schluß übergab er im Auftrage der Familie dem Rektor eine namhafte Summe für die Witwen- und Waisenkasse der Lehrer des Vitzthumschen Gymnasiums.

An zweiter Stelle ergriff im Namen der Königlichen Regierung Herr Ministerialdirektor Geheimer Rat Dr. Waentig das Wort. In eingehender Weise besprach er die verschiedenen Bemühungen der Vertreter der Vitzthumschen Familie, den edlen Absichten des Stifters gerecht zu werden, und hob hervor, daß die mit den testamentarischen Bestimmungen zusammenhangenden eigenartigen Einrichtungen des Vitzthumschen Gymnasiums verdiente Anerkennung und Beachtung nicht nur in Sachsen, sondern weit über die grün-weißen Grenzpfähle hinaus gefunden hätten. Wie der Erfolg gezeigt, habe das Vitzthumsche Gymnasium seine Stelle ehrenvoll ausgefüllt, und er sei deshalb beauftragt, dem letzten Administrator dieser Schule sowie dem Lehrerkollegium den Dank des obersten Protektors, Sr. Majestät des Königs Albert, auszusprechen.

Nachdem der Unterzeichnete des Verdienstes der Vitzthumschen Familie gedacht und der vorgesetzten Königlichen Behörde sowie der Administration gebührenden Dank ausgesprochen hatte für das Wohlwollen, die Fürsorge und bereitwillige Unterstützung, die er und seine Mitarbeiter allezeit in ihrer Berufsarbeit gefunden haben, nahm er von dem letzten Vertreter der Vitzthumschen Familienstiftung mit der Versicherung Abschied, daß das Lehrerkollegium das Andenken an sein bisheriges Amtsverhältnis stets in Ehren halten werde. Ein geschichtlicher Rückblick auf die Entstehung und Entwickelung des Vitzthumschen Gymnasiums gab ihm des weiteren Anlaß zu aufrichtigen Worten des Dankes an die beiden städtischen Kollegien für den Beschluß, daß der bisherige Charakter der Schule erhalten bleiben solle. An die Bitte um fernere Unterstützung der königlichen und der städtischen Behörden schloß er mahnende Worte an die Schüler und empfahl darauf den Cötus der Fürsorge des Herrn Oberbürgermeister Beutler als des nunmehrigen Patrons der Schule.

Derselbe übernahm das Gymnasium mit dem Wunsche glücklichen Gedeihens und der Versicherung, daß wie der Name „Vitzthumsches Gymnasium“ so auch seine bisherige Verfassung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unangetastet bleiben solle. Man sei bei diesem Beschluß von der Absicht geleitet worden, eine Einrichtung bestehen zu lassen, die sich für Dresden bewährt, der Zusammensetzung der Dresdner Einwohnerschaft entsprochen und ihren Wünschen Genüge geleistet habe. Indem er zu einem edlen Wettstreit aller höheren Schulen Dresdens um den Preis der Tüchtigkeit aufforderte und die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß das Vitzthumsche Gymnasium, wenn auch das Königliche Protektorat nunmehr seine Endschaft erreicht habe, auch fernerhin eine Pflanzstätte vaterländischer Gesinnung sein werde, forderte er schließlich zu einem Hoch auf Se. Majestät den König Albert auf, in welches die Versammlung begeistert einstimmte.

In Gesang und einem vom Religionslehrer Dr. Amelung gesprochenen Gebet fand die offizielle Feier ihren Abschluß. Unmittelbar darauf erfolgte die Verpflichtung des Rektors und des Lehrerkollegiums durch Herrn Geh. Finanzrat Oberbürgermeister Beutler, der hierbei unter nochmaligen freundlichen Wünschen die neuen Berufungsurkunden überreichte.

Am Nachmittag folgte das Lehrerkollegium einer Einladung des Herrn Administrators zu einem durch Anwesenheit vieler Ehrengäste ausgezeichneten Abschiedsmahle. Wie bei diesem die Gefühle der Pietät und der gegenseitigen aufrichtigen Anhänglichkeit in freundlichen Worten Ausdruck gefunden haben, so fühlt sich der unterzeichnete Berichterstatter verpflichtet, auch an dieser Stelle dem letzten Vertreter der Vitzthumschen Familienstiftung, Herrn Otto Grafen Vitzthum von Eckstädt, noch einmal Dank zu sagen und die Versicherung auszusprechen, daß wir, wenn nun auch unsere amtlichen Beziehungen für immer gelöst sind, doch unseres bisherigen Verhältnisses immer pietätvoll gedenken werden. Ich danke im Namen des Lehrerkollegiums für die reiche Spende, die im Namen der Familie uns überreicht worden und über die an anderer Stelle dieses Programms die weitere pflichtmäßige Mitteilung von dem Verwalter der Witwenkasse gemacht ist; ich danke für die uns allen noch am letzten Tage bewiesene Aufmerksamkeit des Herrn Administrators, danke endlich für die Beweise der Güte und Freundlichkeit, die mir persönlich während meiner hiesigen Amtszeit in reichem Maße zu teil geworden sind.

Die Schule ist hiermit zu einem wichtigen Abschnitte ihres Bestehens gekommen, und es wird deshalb nicht unangemessen sein, an dieser Stelle noch einmal den Blick rückwärts zu lenken auf die hinter uns liegende Zeit und zur Ergänzung des vorstehenden Festberichtes den wichtigsten früheren Ereignissen eine kurze geschichtliche Betrachtung zu widmen.

Das Vitzthumsche Gymnasium gehört nicht zu den alten Schulen Sachsens; es besteht, nachdem es im Jahre 1828 als private Erziehungsanstalt eröffnet worden war, als selbständiges öffentliches Gymnasium erst seit Michaelis 1861. Die Mittel zu seiner Erhaltung entstammen einer schon im Jahre 1638 gemachten Stiftung, die dem letzten aus dem Mannesstamme der Familie Vitzthum von Apolda verdankt wird: ein treuer Bekenner und Anhänger der evangelischen Lehre und durchdrungen von der Erkenntnis, daß die Begeisterung für das Werk der lutherischen Kirchenreformation sich insbesondere auch in der Fürsorge für die evangelisch-christliche Jugenderziehung wirksam zeigen müsse, glaubte er für die allgemeine Wohlfahrt des Vaterlandes und zugleich für den Ruhm seines Geschlechts nicht besser sorgen zu können als durch gründliche Bildung und fromme Erziehung seiner Familienglieder. Er bestimmte deshalb einen namhaften Teil seines Vermögens zur Errichtung eines „Vitzthumschen Geschlechtsgymnasiums", in welchem die männlichen Nachkommen vom 10.—16. Jahre vollkommen frei, ohne der Eltern Zuthun erzogen werden sollten.

Mit der Not der Zeiten, in welchen das Testament entstand, hing es jedoch zusammen, daß die buchstäbliche Erfüllung seiner letztwilligen Verfügung sich beinahe zwei Jahrhunderte verzögerte[1]): erst im Jahre 1823 standen für die stiftungsberechtigten Mitglieder der Vitzthumschen

1) Das Stiftungskapital ruhte in der kurfürstlichen Kammer und bestand in Forderungen an diese. Erst im Jahre 1793 gelang es, die Anerkennung dieser Forderungen zu erwirken, in einem Recesse, datiert vom 15. Mai d. J. wurde ein Äquivalent für die „versessenen" Zinsen vereinbart, sowie die Modalität der Auszahlung von Kapital und Zinsen aus der kurfürstlichen Kammer zur Errichtung des Gymnasiums geregelt; ein weiteres Regulativ vom 31. August 1798 setzte bis zur Ausführung der testamentarischen Bestimmungen eine interimistische Verwendung der Stiftungseinkünfte fest. Das Ausführlichere hierüber ist in den Programmen von 1828 und 1862 gegeben; auch die hiesige Tagespresse hat sich aus Anlaß der Verhandlungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Familie ausgiebigere Mittel zur Verfügung, und die Stiftungs-Administration hatte die Möglichkeit, den testamentarischen Bestimmungen wenigstens insoweit nachzukommen, daß sie den Anschluß an eine bereits bestehende Anstalt suchen konnte. Sie wählte hierzu im Jahre 1828 die einige Jahre früher ins Leben gerufene Erziehungsanstalt des Direktors Dr. K. J. Blochmann in Dresden. Durch ein höchstes Königliches Dekret, datiert vom 15. Juli 1828, hierzu ermächtigt, traf die Stiftungs-Administration zunächst ein provisorisches Abkommen[1]), welches dann zu einer immer innigeren Verbindung der beiden Gründungen geführt hat und beiden zu erfreulichem Gedeihen fördersam gewesen ist. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß die innere Organisation des Blochmannschen Erziehungsinstituts mit den Bestimmungen des Vitzthumschen Testaments aufs beste in Einklang zu bringen war, da diese letzteren die Bildung eines Internats zur Voraussetzung hatten, und hierzu das Blochmannsche Institut die geeigneten Vorbedingungen bot.

Blochmann war ein begeisterter Anhänger Pestalozzis; wie viele andere hatte auch er sich in der Zeit, da Pestalozzi zu Weltruf gelangt war, aufgemacht, um bei ihm persönlich zu lernen; er hatte, wie er ausdrücklich sagt, mit dem festen Entschluß seine Wanderschaft nach der Schweiz angetreten, Pestalozzi zu lieben; und diese Liebe hat er ihm bis zu seinem Tode bewahrt in dankbarer Anerkennung, daß er durch ihn in 8jähriger Mitarbeiterschaft auf das, was dem damaligen Unterrichte not that, hingewiesen und zu eifriger Anteilnahme an den durch die Zeitbedürfnisse hervorgerufenen Bildungsfragen angeregt worden war. Auf einer streng klassischen Schule trefflich vorgebildet und deshalb den Wert und die geistig bildende Kraft des Humanismus vollkommen würdigend, verkannte er doch andererseits nicht, daß unsere neuere Kultur nicht bloß auf der Grundlage der alten beruhe. Darum wollte er das humanistische Prinzip teils durch entschiedenere Betonung des Christlichen und des Nationalen, teils durch Beiziehung weiterer für die Bedürfnisse der Zeit unentbehrlicher Unterrichtsgegenstände ergänzt und vervollständigt wissen: von seinem Standpunkte um so mehr mit Recht, je mehr ihm im weiteren Verlaufe der Zeit die Zöglinge aus Familien zugeführt wurden, deren Tradition mehr auf den praktischen Staatsdienst als auf den Gelehrtenberuf im strengen Sinne hinwies.

Hatte er also schon in verhältnismäßig früher Zeit der Idee des humanistischen und realistischen Gymnasiums in seiner Anstalt praktischen Ausdruck gegeben durch die Errichtung einer gymnasialen und realen Abteilung, so war in beiden Abteilungen nicht minder wie in dem von ihm geschaffenen Progymnasium die Erziehung für ihn die Hauptsache, und dieses Ziel glaubte er am sichersten erreichen zu können, wenn er seine Schule von vornherein und grundsätzlich als Hausgemeinde einrichtete.

„Meine Schule", sagt er, „hält den Charakter eines Erziehungshauses fest und will durchaus nicht bloße Unterrichtsanstalt sein; daher sie unter keiner Bedingung solche Zöglinge in sich aufnehmen wird, die nur an den Unterrichtsstunden, und viel weniger solche, die ausschließend an einzelnen Unterrichtszweigen Anteil nehmen wollen. Alle Zöglinge, die aus Familien in der Stadt zu ihr kommen, müssen die täglichen Arbeits- und Erholungsstunden teilen und sich dem ganzen Einflusse und Entwickelungsgange der Anstalt unterwerfen. Nur dadurch kann dem Leben derselben die notwendige Einheit, der gleichartige Charakter gesichert und das Fremdartige ausgeschieden werden. Jedes Individuum, so heterogen es anfangs unserem Leben auch sein mag, wird auf diesem Wege allmählich in den Geist des Ganzen sich einleben."

Die Einrichtungen der Pestalozzischen Erziehungshäuser konnten hierbei in vielen Stücken vorbildlich sein, und sie sind denn auch mehr als die viel älteren Fürstenschuleinrichtungen für Blochmann maßgebend gewesen. Wer seine Darstellung über Pestalozzis Leben und Wirken (Dresdner Programm von 1846, auch besonders erschienen Leipzig, Brockhaus 1846) liest und

---

über den Übergang des Vitzthumschen Gymnasiums an die Stadt Dresden mehrfach mit den geschichtlichen Verhältnissen beschäftigt; ich verweise insbesondere auf zwei in offiziellem Auftrage erschienene Artikel des „Dresdner Anzeigers" vom 16. und 17. März 1898: „Aus der Vergangenheit des Vitzthumschen Gymnasiums" und „Die Zukunft des Vitzthumschen Gymnasiums" Seite 39 bez. Seite 31.

1) Programm von 1828, p. XXII. Endgiltig ist der Vertrag dann am 28. April 1829 abgeschlossen worden: so erklären sich die in den Programmen verschieden angegebenen Zeitpunkte der Vereinigung. Der Vertrag, vom 1. Mai an giltig, ist zunächst mehrmals auf 6jährige Fristen geschlossen, später in ungleichen Fristen erneuert worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damit die Jahresberichte des Blochmannschen Instituts vergleicht, dem können die verschiedenen Entlehnungen von dort und die Gleichartigkeit mannigfacher Einrichtungen unmöglich entgehen. Bei aller Verehrung jedoch für den eigenartigen Mann war er gegen seine persönlichen Schwächen sowie die seines Systems nicht blind.[1]) Gerade in der verhängnisvollsten und entscheidendsten Zeit mit Pestalozzi aufs innigste vereint, mußte er mit Herzeleid sehen, wie dies „herrliche Kind kräftiger Schweizernatur" trotz aller hingebenden, selbstlosen Liebe, trotz aller Wahrheit, Kraft und Treue zu Grunde ging, weil es ihm an aller und jeder Menschenkenntnis gebrach und an der Gabe, mit den gegebenen und unabänderlichen Verhältnissen des Lebens zu rechnen.

Daß Blochmann vor den Fehlern bewahrt geblieben ist, an denen er Pestalozzis Erziehungsinstitute mit eigenen Augen zu Grunde gehen sah, hat der Erfolg bewiesen. Seine Privatanstalt hat sich einer langen Blüte erfreut und sein Ansehen länger erhalten als die übrigen von unmittelbaren Schülern Pestalozzis gegründeten Anstalten. (Vergl. Wiese, Pädagogische Ideale und Proteste. Berlin 1884, S. 26 flg.) Er erfreute sich bei seinem Unternehmen nicht nur der Beachtung und Unterstützung der Regierung des Landes, sondern er verstand auch das Vertrauen der Eltern bis zuletzt sich zu erhalten, selbst in der Zeit, wo sich die öffentliche Meinung im allgemeinen wieder abgewandt hatte von den aus demselben Geiste entsprungenen privaten Schulgründungen. Hatten insbesondere die Philanthropine meist nur kurze Lebensdauer, weil die Eltern sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, so erstarb überhaupt allmählich jene Begeisterung für das Ideal einer Jugenderziehung, von der in der Zeit der Napoleonischen Drangsale die Wiedergeburt des Vaterlandes erhofft worden war. Als dann nach der Wiederkehr gesicherter öffentlicher Zustände der Staat sich aufs neue und in verstärktem Maße seiner Pflichten der Schule gegenüber annahm, büßten vor der Macht der das Schulwesen ordnenden und beherrschenden öffentlichen Behörden viele dieser Privatanstalten ihre Eigenart und Selbständigkeit ein. Während nun an vielen Orten deren Vorsteher bei diesem Wechsel schmerzliche Erfahrungen machten, behauptete das Blochmannsche Institut noch eine geraume Zeit seine angesehene Stellung. Die Schüler wurden ihm nach wie vor, zum Teil aus sehr weiter Ferne, zugeführt; nicht nur alle Stämme unseres deutschen Vaterlandes, auch viele Ausländer waren unter ihnen vertreten. Dazu fehlte es Blochmann nie an den nötigen wissenschaftlichen Helfern; ohne Schwierigkeiten konnte er Auswahl halten unter den tüchtigsten Männern seines Berufs, da namentlich die jüngeren Kräfte sich ihm gern zur Verfügung stellten, weil sie nicht nur ein reiches Übungsfeld erwarten, sondern auch auf eine gewisse Sicherheit ihrer Stellung rechnen konnten. Mehrere seiner Lehrer sind nachmals zu bedeutendem Rufe gelangt: ich will nur Hermann Bonitz, Georg Curtius, Arnold Schäfer, Wilhelm Herbst nennen.[2])

Ja es geschah hier das Eigentümliche, daß die Reifezeugnisse seines Instituts auch außerhalb Sachsens anerkannt wurden, schon zu einer Zeit, wo die deutschen Bundesstaaten die Ordnung dieser Verhältnisse für ihre eigenen Gymnasien noch gar nicht ins Auge gefaßt hatten.[3])

---

1) Man vergleiche u. a. sein oben zitiertes Werk über Pestalozzi S. 146: „Das Übel, die isolierten Mittel und Formen der intellektuellen Elementarbildung Methode zu nennen, begünstigte Pestalozzi selbst, indem er weder die isolierten Mittel der Zahl, Form und Sprache in ihre Schranken zurückwies, noch den anderen intellektuellen Bildungsmitteln zu ihrem vollen Rechte verhalf und noch weniger die Mittel der ästhetischen, sittlichen und religiösen Bildung in seinem Erziehungshause zu so vollem und kräftigem Leben zu bringen bemüht und geschickt war, daß dasselbe jenen einseitigen Richtungen ein kräftiges Gegengewicht zu geben im stande gewesen wäre. Doch dieses Übel lag und liegt noch tief in der ganzen Zeitrichtung, ja man darf sagen noch tiefer in der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, nach welcher der Baum der Erkenntnis stets die stärksten Gelüste erzeugte und das Gebiet des Wissens als das leichtere, angenehmere und dem menschlichen Hochmute entsprechendere vor dem der Gesinnung und der That angebaut und gefördert wurde."

2) Ich betone ausdrücklich, daß ich nur von der Blochmannschen Zeit spreche; aus der späteren Zeit könnten noch mehrere andere Namen genannt werden.

3) Die ersten Abiturienten des „Vitzthumschen Geschlechtsgymnasiums" wurden Michaelis 1835 entlassen und von diesen hat laut dem Programmberichte Blochmanns (v. J. 1835 S. 111) allerdings der eine, ein Hannoveraner, im eigenen Lande die Reifeprüfung noch einmal ablegen müssen, um zu den Staatsprüfungen zugelassen zu werden. Später sind aber diese Nachprüfungen im „Auslande" von den als Abiturienten entlassenen Zöglingen nicht mehr verlangt worden; leider findet sich keine Nachricht, wann dies Vorrecht erteilt worden ist und wie lange es gegolten hat. Bei diesem Anlaß will ich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die Blochmannsche Erziehungsanstalt überhaupt das einzige Privatinstitut gewesen ist, welchem das Recht zugesprochen war, Reifezeugnisse auszustellen: dies Recht datiert von der Verbindung mit dem Vitzthumschen Gymnasium (Programm v. 1830 S. 63)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein solches Gedeihen erklärt sich, abgesehen von anderen hier, wie bei jeder Schule, natürlichen und notwendigen Gründen, somit ganz vornehmlich aus der oben erwähnten Verbindung der beiden Anstalten. Fand das Vitzthumsche Gymnasium, das mit seiner zunächst auf 18 berechneten Schülerzahl allein nicht hätte bestehen können, so in zweckmäßiger Weise Stütze und Anlehnung, so sicherte dies Verhältnis andererseits der Blochmannschen Erziehungsanstalt einen gewissen Stamm von Schülern und führte zur Anknüpfung weiterer Beziehungen mit anderen Familien der höheren Stände innerhalb und außerhalb Sachsens. Auch in ideeller Beziehung diente die Verbindung zur Festigung der Verhältnisse und einer gewissen nach außen hin Vertrauen erweckenden Gleichmäßigkeit der Entwickelung. Daß die Schule ihren christlich-protestantischen Charakter wahrte, lag ebenso in der Bekenntnisstellung Blochmanns, wie es nach dem Ursprunge des Vitzthumschen Testamentes unerläßlich war. Endlich nötigten die beiderseitigen Interessen zur Beschränkung der Schülerzahl auf ein gewisses Maß. Damit die „Spezialerziehung", auf die es nach den als maßgebend bezeichneten Erziehungsgrundsätzen insbesondere ankam, nicht durch ein Übermaß der Schülerzahl unausführbar gemacht würde, hatte sich Blochmann in dem mit der Vitzthumschen Administration geschlossenen Vertrage ausdrücklich verpflichtet, „die Zahl seiner Zöglinge nie über 40 Ganzpensionäre (mit Einschluß der Vitzthumschen) und 50 Halbpensionäre zu erweitern". (Vergl. Blochmann, Nachrichten über die Erziehungsanstalt 1828, S. XXIII.)

Diese Zahl ist allerdings nicht innegehalten worden; sie hat in den folgenden Jahrzehnten vielfach geschwankt, hie und da wohl auch eine Höhe erreicht, bei der es zweifelhaft sein konnte, ob die ursprüngliche Idee der individualisierenden Erziehung noch zu verwirklichen war. Mancherlei Übelstände, die insbesondere durch das Überhandnehmen fremdländischer Elemente herbeigeführt waren, wurden schließlich die Veranlassung, daß im Herbste des Jahres 1861 eine völlige Neugestaltung vorgenommen wurde, die sich auch äußerlich in dem veränderten Namen der Schule kundgiebt. Die auf die Blochmannsche Privatanstalt hinweisenden Zusätze fallen weg, und die Schule führt seit Michaelis 1861 den offiziellen Namen

„Vitzthumsches Gymnasium".

Wir kommen hiermit zu dem letzten Stadium der Entwickelung, die unsere Schule bis zum Übergang an die Stadt Dresden durchgemacht hat. Im Herbst dieses Jahres wurde die Verbindung mit dem Blochmannschen Institute gelöst; Blochmanns Nachfolger, Professor Dr. Bezzenberger, der vom Jahre 1851 ab (Programm 1852, S. 56) nach Blochmanns Rücktritt die Leitung der vereinten Anstalt übernommen hatte, gab in diesem Jahre seine Privatanstalt auf, und die Schüler des Progymnasiums und der realistischen Abteilung gingen in andere Bildungsanstalten über. Das Gymnasium dagegen wurde durch den damaligen Stiftungsadministrator Hermann Ludwig Grafen Vitzthum von Eckstädt einer völligen Reorganisation auf Grundlage der Kgl. Sächsischen Lehr- und Prüfungsordnung unterworfen und als ein öffentliches, den übrigen Gymnasien des Landes gleichberechtigtes[1]) der Leitung des Rektors Karl Scheibe anvertraut, der am 17. Oktober 1861 sein Amt antrat. Der Cötus bestand zunächst aus 80 Schülern, die sich zusammensetzten aus 49 Internen und 31 Externen und auf 6 Klassen mit anderthalbjährigem Kursus verteilten. Ostern 1865 wurden dafür in den unteren und mittleren Klassen einjährige, in den oberen Klassen zweijährige Kurse eingeführt. Das Internat war und blieb bis zu seiner Auflösung am 31. März 1898 auf 50 berechnet, hat aber diese Zahl in der Hauptsache nur zu Ausgang der 60er und Anfang der 70er Jahre voll aufzuweisen gehabt.

Wenn nun diese letzten 37 Jahre, von 1861 bis 1898, wie überhaupt allen höheren Schulen, so auch dem Vitzthumschen Gymnasium manche Änderungen gebracht haben, so hat dasselbe doch auch in dieser Zeit im Einklange mit den Bestimmungen des Testamentes seinen ursprünglichen Charakter als eine evangelische Erziehungsanstalt gewahrt. Nicht nur um die Durchführung der Reorganisation, sondern auch um das Gedeihen der nunmehr ganz selbständigen Anstalt hat ein besonderes Verdienst der oben genannte Oberkammerherr Hermann Ludwig Graf Vitzthum von Eckstädt, der vom Jahre 1860 (Juli) bis zu seinem im Jahre 1892 erfolgten Tode die Administration der Stiftung geführt hat. Er war seinem Lebensgange wie seinen

1) S. Codex des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts; herausgegeben von P. v. Seydewitz, S. 662, A. 3.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Charaktereigenschaften nach recht berufen für die übernommene Aufgabe. In alle Wege ein abgesagter Feind der Weichlichkeit und Schlaffheit, drang er auch bei der Jugend auf die Erziehung zu Fleiß und pünktlichem Gehorsam, zur Bescheidenheit und Einfachheit und wollte da keinen Unterschied gemacht wissen zwischen Arm und Reich, zwischen Hoch und Niedrig. Er mochte die nicht achten, die, durch äußere Stellung bevorzugt, deshalb meinten, daß sie die ihnen von Gott verliehenen Gaben brach liegen lassen, ihre Lebensaufgabe in träger Ruhe verabsäumen dürften. Selbst ein unermüdlich thätiger Mann in allen den hohen Ämtern, die ihm nacheinander anvertraut waren, war er tief von der Überzeugung durchdrungen, daß wahrhaft adle nur das sittliche und geistige Streben, der Besitz geistiger und sittlicher Gaben und Fertigkeiten. Vornehmlich in der ersten Zeit nach der Reorganisation war seiner Schule sein ganzes Thun zugewandt, und in rühmlichstem Wetteifer mit dem Königlichen Ministerium war er beflissen, ihr Wohl durch zeitgemäße Verbesserungen zu fördern. In engstem Verkehr und einmütigem Zusammenwirken mit dem ersten Rektor Karl Scheibe nahm er den innigsten Anteil an den Geschäften der Verwaltung und Erziehung, war eine Reihe von Jahren ein täglicher Besucher des Hauses, nahm selbst vom Unterricht sehr eingehende Kenntnis und suchte durch das eigene Beispiel des Pflichteifers Lehrende und Lernende anzuregen und zu begeistern. Auch durch theoretische Studien hatte er sich die mannigfachsten pädagogischen Fragen und Probleme vertraut gemacht, so daß er zuweilen wohl auch Fachleute durch sein zutreffendes Urteil überraschte. Was mein Vorgänger Professor Ernst Ziel in seinen Lebenserinnerungen von seinem ersten Begegnen mit ihm erzählt —: ich fand bei ihm so lebendiges Interesse für alle Fragen des Unterrichts und der Erziehung und ein so eingehendes Verständnis selbst für die scheinbaren Kleinigkeiten des Lehrerberufs, wie ich es bei einem Manne in seiner Stellung nie vermutet hätte — kann ich nach meinen Erfahrungen nur in vollem Umfange bestätigen. In wirtschaftlicher Beziehung hat er, solange es in seiner Macht stand, nie gekargt, wenn es galt, zeitgemäßen Anforderungen zu genügen. So kamen schon in den ersten Jahren des Scheibeschen Rektorats zweckdienliche Neuerungen zu stande, u. a. der bedeutende Umbau, der mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule und des Internats insbesondere im Herbst des Jahres 1864 vorgenommen wurde, durch welchen zum ersten Male in durchgreifendem Maße alle ihrem Zwecke nach zusammengehörigen Räume auch in äußeren Zusammenhang gebracht und auf diese Weise nicht nur wünschenswerte Verkehrsverbindungen im Hause ermöglicht wurden, sondern auch in sanitärer Beziehung billigen Anforderungen thunlichst Genüge geschah, so schwierig auch ein solches Geschäft bleiben mußte bei einem Häuserkomplex, der zu Schulzwecken nicht angelegt war, und dessen Erwerbung sich überdies zu verschiedenen Zeiten vollzogen hatte.

Während seiner ganzen 31jährigen Wirksamkeit hat er das Ideal, das er von der Jugenderziehung sich gebildet hatte, mit charaktervoller Strenge festgehalten und sich darin nicht beirren lassen durch entgegengesetzte Anschauungen, wie sie in den letzten Jahrzehnten die öffentliche Meinung in geräuschvoller Weise aufgeregt haben. Darum ist es mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle ein Bekenntnis aufrichtigen Dankes abzulegen, wie ich es bei seinem Tode gethan habe. Bei der Unzufriedenheit mit den Schulzuständen, die von gewisser Seite erregt worden ist und fortdauernd genährt wird trotz der vielseitigen Bemühungen der öffentlichen Behörden, die berechtigten Ansprüche der neuen Zeit mit den unerläßlichen Forderungen des Unterrichts in Einklang zu bringen, bei dem so häufigen Widerstreit zwischen Schule und Haus und bei so manchem Gewissenskonflikt, der hieraus sich auch für uns ergab, haben wir an ihm immer einen erfahrenen und wohlwollenden Berater und Helfer gehabt. Und was ich ihm hiermit in dankbarer Gesinnung nachrufe, das gilt in gleicher Aufrichtigkeit auch seinem Bruder und Nachfolger, unserem letzten Herrn Administrator, Otto Grafen Vitzthum von Eckstädt. Er hat das Erbe unter schwierigsten Verhältnissen übernommen, aber in pädagogischer Beziehung uns mit dem gleichen Verständnis und Interesse Hilfe und Unterstützung zum Besten der Sache geleistet.

Wenn darum das Vitzthumsche Gymnasium neben anderen in aller Bescheidenheit sich rühmen darf, daß es seit seinem Bestehen einer stattlichen Zahl von Schülern ihre Bildung vermittelt und sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu treuen Dienern ihrer Fürsten und ihres Vaterlandes erzogen hat, so hat es dies erreicht, weil die Vertreter der Stiftung von solchen Grundsätzen geleitet ihres Amtes gewaltet und alle Lehrenden in dem Bestreben unterstützt haben, das Pflichtgefühl zu wecken und zu steigern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da ich meiner Aufgabe entsprechend nur die äußere Entwickelung der Schule im Auge habe, nehme ich Umgang von den Verdiensten derer zu reden, die innerhalb des geschilderten Zeitraumes die Arbeit des Unterrichts zu leisten gehabt haben. Außer den beiden verdienten Rektoren Karl Scheibe und Ernst Ziel wäre eine große Zahl zu nennen: mehrere hat bereits der Tod abgerufen, viele sind in andere Stellungen übergegangen oder in den Ruhestand getreten, nur Einer von denen, die im Herbst des Jahres 1861 bei Eröffnung des Gymnasiums das Kollegium bildeten, steht noch im Dienste der Schule, Prof. Dr. Hermann Klein.

Die Zahl der Schüler ist in dem erwähnten letzten Stadium über die genannten 80 vom Jahre 1861 bald hinausgewachsen, hat sich aber immer in mäßigen Grenzen gehalten; selbst in der Zeit, wo infolge des nationalen Aufschwunges und der gesteigerten Bewohnerzahl und unter dem Einfluß des mit den politischen Ereignissen neu geschaffenen Berechtigungswesens allenthalben die Frequenz der Schulen sich steigerte, an gewissen Stellen bis zu unerfreulicher Höhe, hat das Vitzthumsche Gymnasium die Zahl 200 nicht wesentlich überschritten; die höchste Ziffer wurde im Jahre 1884 mit 250 erreicht. Weiterer Steigerung waren schon durch die Beschränkung des Raumes unüberschreitbare Grenzen gezogen, aber auch die Tradition der Schule und die Höhe des Schulgeldes waren in derselben Richtung wirksam. So konnte denn die Schule den Charakter als Hausgemeinde auch unter den neuen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade bewahren, und derselbe ist abgesehen von dem fortbestehenden Internate auch in mancherlei anderen Einrichtungen bis zuletzt selbst äußerlich bemerkbar geblieben, insbesondere in den gemeinsamen Morgenandachten, den gemeinsamen Abendmahlsfeiern und einer alljährlichen Weihnachtsbescherung für arme Kinder, die aus Pestalozzis Erziehungshäusern schon von Blochmann mit herübergenommen war.

Unter den 1692 Schülern, die seit 1861 die Schule besucht haben, sind, wie in den früheren Jahrzehnten, viele Nichtsachsen gewesen, aber in der Hauptsache kann man sagen, daß die Schule von Dresdner Kindern besucht worden ist, beziehentlich Kindern sächsischer Unterthanen (vergl. Dresdner Anzeiger a. a. O.). Die Mehrzahl hat sich, soweit sie überhaupt bis zur Reifeprüfung die Schule besucht hat, der juristischen und militärischen Laufbahn zugewandt; ziemlich zahlreich sind dann noch die Mediziner vertreten, ganz vereinzelt die Theologen und Philologen.

Wenn ich hier absehen muß von weiteren statistischen Mitteilungen, so bedarf es zur Charakteristik doch noch des Hinweises auf die Thatsache, daß das Vitzthumsche Gymnasium das einzige gewesen ist, auf welchem Söhne fürstlicher Familien unter völlig gleichen Bedingungen wie die übrigen Schüler erzogen worden sind. Anteilnahme am Unterricht öffentlicher Schulen seitens erlauchter Personen ist ja in der deutschen Schulgeschichte nichts Unerhörtes; auch das Vitzthumsche Gymnasium hat unter der Zahl der prinzlichen Zöglinge solche gehabt, die nur in losem Zusammenhange mit der Schule gestanden haben: wenn aber seine inneren Einrichtungen es ermöglicht haben, daß fürstliche Personen unter völligem Verzicht auf irgendwelche Vorrechte allen Gesetzen und Forderungen der Schule unterworfen wurden, wie die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Meiningen, Schleswig-Holstein, Sachsen-Altenburg, die Prinzen von Hessen, Schönburg-Waldenburg u. a., so verdient diese Thatsache um deswillen besondere Erwähnung, weil eine so charakteristische Anerkennung des Prinzips des öffentlichen und gemeinsamen Unterrichts in der Geschichte der Erziehung überhaupt einzig dasteht.

Ich schließe hiermit diese geschichtlichen Mitteilungen, nicht ohne noch einmal dem Stadtrat und dem Stadtverordneten-Kollegium der Stadt Dresden gebührenden Dank zu sagen für die Erhaltung des bisherigen Charakters des Vitzthumschen Gymnasiums, sowie dem Königlichen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts für die Bestätigung der städtischen Beschlüsse. Ich darf hinzufügen, daß ich mich mit solchem Danke zugleich im Einverständnis weiß mit den alten Schülern und den Eltern der jetzigen Schüler des Vitzthumschen Gymnasiums, welche die um die Übergabe des Vitzthumschen Gymnasiums geführten Verhandlungen mit lebhaftem Interesse verfolgt und ihre aufrichtige Freude über den Erfolg derselben vielfältig kundgegeben haben. Möge das Vitzthumsche Gymnasium blühen und gedeihen! Mögen die Hoffnungen und Wünsche reich in Erfüllung gehen, die in dem für die Schule so bedeutsamen Jahre 1898 freundlichen und allseitigen Ausdruck gefunden haben. Das walte Gott!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf